

Der Gottesdienst der Gemeinde

An die
Kirchenleitungen der
Landeskirchen Berlin-Brandenburg
Kirchenprovinz Sachsen, Pommern, Anhalt und an die
Evangelisch-Lutherischen Kirchen Sachsens und Thüringens

Bruderschaftliche Leitungen in Gemeinden, in denen Gruppen und einzelne Pfarrer in Verbindung mit der Gossner-Mission arbeiten, haben in den letzten Jahren mehr und mehr begonnen, den vorhandenen agendarischen Gottesdienst zu verlebendigen und nach neuen Formen gottesdienstlicher Versammlungen zu suchen. Dabei stellten sie fest, daß der übliche Sonntagsgottesdienst oft nicht mehr der Mittelpunkt des Gemeindelebens ist. Es zeigte sich aber auch, daß der Gottesdienst, wenn er neu ernst genommen und von mehreren Gemeindegliedern vorbereitet und gehalten wird, Anziehungspunkt und Hilfe der Gemeinde wird.

Da alle Brüder und Schwestern, die an der Erneuerung der Gemeinde arbeiten und wir wir in den Gemeindediensten die Frage nach dem Gottesdienst stellen, nach seiner Verlebendigung und Neugestaltung, hat sich die Studienkommission der Gossner Mission in der DDR in mehreren Sitzungen mit dem Gottesdienst beschäftigt.

Das Kuratorium der Gossner Mission übergibt den Kirchenleitungen, zu denen eine besondere Verbindung besteht, die folgende Arbeit.

Wir bitten die Kirchenleitungen, den Gemeinden den Ausbau des agendarischen Gottesdienstes und die Stunde nach dem Gottesdienst als eine gottesdienstliche Versammlung zu empfehlen, aber auch Mut zu ganz neuen gottesdienstlichen Formen zu machen.

Der Gottesdienst der Gemeinde

"Wir müssen die herkömmlichen Strukturen unserer Kirche prüfen, um zu sehen, ob sie die missionarische Verkündigung fördern oder hindern. - Das Ärgernis, das das Evangelium in den Augen der ungläubigen Welt bedeutungslos macht und Menschen vertreibt, die nach ihm fragen, ist nicht das echte Ärgernis des Evangeliums des gekreuzigten Christus, vielmehr sind es die falschen Ärgernisse unserer eigenen Praktiken und Strukturen, die die Botschaft des Evangeliums daran hindern, die Welt herauszufordern."

(Bericht der Sektion "Zeugnis" in Neu-Delhi)

"Sowohl in Europa als anderswo steht man ständig in der Versuchung, in eine kultische Introvertiertheit zu verfallen, Gott und den Gottesdienst den frommen Leuten in der Kirche dienen zu lassen, anstatt die Glieder der Kirche aufzurufen, in ihrem Gottesdienst des einen wahren Gottes der Welt zu dienen."

(Bericht der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung über den Gottesdienst -- Europäische Sektion -- November 1962)

I

In den Jahrhunderten, in denen sich bei uns Bürgergemeinde und Kirchengemeinde deckten, wurde die missionarische Aufgabe der Gemeinde weithin nicht gesehen. Nachdem diese Kongruenz ins Wanken geraten ist, wird allmählich wieder in unseren Gemeinden das Bewußtsein der Verantwortung an ihrer Umwelt wach. Daß es trotzdem bisher zu keiner nennenswerten missionarischen Bewegung in unseren Gemeinden gekommen ist, hat seinen Grund nicht nur im Unglauben, der Feigheit oder Trägheit der Gemeindeglieder, sondern darin, daß das Zusammenkommen der Gemeinde

kaum dazu dient, sich rufen und senden zu lassen. Insbesondere bieten unsere gottesdienstlichen Versammlungen den Gemeindegliedern dafür in der Gemeinschaft keinen Rückhalt und keine Zurüstung.

Es gibt heute verschiedene Bemühungen, den herkömmlichen Gottesdienst zu reformieren sowie Versuche, andere Formen von Zusammenkünften an seine Stelle zu setzen, die ebenfalls die Bezeichnung Gottesdienst beanspruchen. Das Nebeneinanderbestehen zweier strukturell unterschiedlicher "gottesdienstlicher Gemeinden" könnte zu einer illegitimen Trennung von Versammlungs- und Sendungsgemeinde führen. Wir müssen darum zunächst anhand des Neuen Testaments prüfen, worin Sinn und Aufgabe der sonntäglichen Versammlung der Gemeinde bestehen und welche Änderungsmöglichkeiten sich von daher ergeben.

Wir tun dies alles im Wissen darum, daß der eigentliche Zeuge Gottes kein Mensch ist, sondern Gott selbst. Auf seinen Befehl aber und in seinem Dienst (Gottesdienst) sind wir Menschen Zeugen seiner Offenbarung.

Obwohl uns vom Neuen Testament keine bestimmten Gottesdiensttypen verbindlich gemacht werden, lassen sich doch in den dort angedeuteten mannigfaltigen Formen gottesdienstlicher Versammlungen einige durchgehend anzutreffende Wesenszüge erkennen:

- 1.) Die Gemeinde kommt regelmäßig zusammen unter dem Zuspruch und Anspruch des Evangeliums, zur Feier des Herrenmahls und zum Gebet (z.B. Apg. 2 42, 46, 47).
- 2.) Die Versammlungen sind Sache aller Gemeindeglieder in Verantwortung füreinander (Kol. 3 16 f). Es wird damit gerechnet, daß jeder dazu etwas beizutragen hat (1. Kor. 12 + 14).
- 3.) Die Gemeinde versammelt sich im Namen des Herrn und betet für die Welt (1. Tim. 2,1 f). Die Predigt im Neuen Testament ist immer missionarische Verkündigung. Daher ist auch die Versammlung der Gemeinde weltbezogen.
- 4.) Gottesdienst im umfassenden Sinn bedeutet im Neuen Testament den alltäglichen Dienst der Christen in der Welt (Röm. 12 1 + 2).

W₀ Gemeinde als Leib Christi sich versammelt und in ihren Versammlungen die Gaben entfaltet, damit ihre Glieder einander ermuntert "zu Liebe und guten Werken" (Hebr. 10 24), da wird sie Salz der Erde und Licht der Welt (Matth. 5 13 ff); da werden die Menschen, die sich senden lassen wollen, auch zum Gottesdienst kommen, und die zum Gottesdienst kommen, werden sich senden lassen.

II

Der in unseren Gemeinden übliche sonntägliche Gottesdienst enthält durchaus Möglichkeiten, die vom Neuen Testament her aufgezeigte Sinnbestimmung der gemeindlichen Versammlungen zu verwirklichen. Allerdings muß sich dafür die Erkenntnis durchsetzen, daß der Gottesdienst Sache der Gemeinde ist und nicht nur des Pfarrers. Daher gilt der Grundsatz, daß möglichst viele Gemeindeglieder die Verantwortung für den Gottesdienst übernehmen.

Da in unseren Gottesdiensten der Pfarrer die Gestaltung meist ganz in der Hand hat, herrscht das Mißverständnis vor, der Gottesdienst sei eine Veranstaltung des Pfarrers. Alle Versuche, "Laien" zu einem Hilfs- oder Ersatzdienst heranzuziehen, leisten diesem Mißverständnis weiteren Vorschub. Es ist die ganze Gemeinde, die den Gottesdienst hält. Darum ist es auch die Aufgabe der Gemeindeglieder, mit dem Pfarrer zusammen Vorbereitung und Durchführung zu übernehmen.

Es brauchte nicht zu überraschen, daß die Gemeindeglieder - "Gottesdienstbesucher" - müde sind, ihre Nachbarn und Kollegen zum Gottesdienst einzuladen, wenn sie dies nur unter Hinweis auf das dritte Gebot, mit der Empfehlung der Qualitäten des Pfarrers oder in der Präsentierung ihrer eigenen religiösen Versorgungsbedürftigkeit meinen tun zu können. Erst das Engagement der Gemeinde in der Sache selbst kann bei Fernstehenden glaubhaft machen, daß der Gottesdienst die Versammlung einer Gemeinschaft ist.

Unsere Situation ist einerseits dadurch gekennzeichnet, daß dem Pfarrer die Aktivierung der Gemeinde doch wieder zufällt. Andererseits ist festzustellen, daß lebendige Impulse aus der Gemeinde vom Pfarrer oft nicht beachtet oder ängstlich

zurückgedrängt werden. Wo Pfarrer und Gemeinde die Aufgabe der Verkündigung heute wahrnehmen, werden sie aufeinander angewiesen sein und sowohl im sonntäglichen Gottesdienst als auch in der Bewältigung des Alltags gemeinsam handeln.

1. Die Gemeinde bereitet den Gottesdienst vor

Es läßt sich in jeder Gemeinde ein Vorbereitungskreis aufbauen, der alle Gemeindeglieder umfaßt, die sich für den Gottesdienst verantwortlich wissen. Die Zusammensetzung dieses Kreises könnte wechseln, damit nicht immer dieselben Gemeindeglieder mitbeteiligt sind. Es ist auch eine Verteilung der Aufgaben auf die Gemeindeglieder denkbar. Vor allem sollten Gemeindeglieder beteiligt werden, die in einem weltlichen Beruf stehen und nicht an das gängige Kirchenvokabular gebunden sind. Im Gottesdienstvorbereitungskreis wird die Gestaltung des Gottesdienstes besprochen. Hier werden die verschiedenen Dienste für den Gottesdienst verteilt, die Gebete, insbesondere die Fürbitten bedacht und formuliert. Die meist im "Geschäftston" abgefaßten Abkündigungen müßten so zusammengestellt, formuliert und zur Verlesung aufgeteilt werden, daß die versammelte Gemeinde wirklich informiert, zur Hilfeleistung und zur konkreten Fürbitte aufgefordert wird. Auch die Herrichtung des Raumes und die Möglichkeiten der Einladung zum Gottesdienst gehören in die Verantwortung eines solchen Kreises. Vor allem aber sollte der Predigttext mit dem Pfarrer gemeinsam gelesen und die Verkündigung im Gottesdienst vorbereitet werden. Die Auswahl der Lieder dürfte nicht dem Pfarrer allein überlassen bleiben.

2. Die Gemeinde hält den Gottesdienst

In nahezu allen Stücken könnte der Pfarrer durch Gemeindeglieder abgelöst werden. Es geht aber gar nicht darum, die Entbehrlichkeit des Pfarrers im Gottesdienst nachzuweisen. Daher entwerfen wir kein Gottesdienstideal, sondern nennen einige Möglichkeiten für den Vollzug des Gottesdienstes, die ergänzt oder variiert werden können und die in Auswahl realisiert werden sollten.

Die Verkündigung braucht nicht monologisch zu sein. Die Dialogpredigt ist eine umstrittene Sache, und sie ist auch nicht immer überall durchführbar.

Die Predigt kann aber auch einem Nacheinander von 2 oder 3 Zeugen Platz machen. Ein Anspiel läßt oft besser aufmerken als eine künstlich gesuchte Predigteinleitung. Teilnehmer von Tagungen können das weitersagen, was sie neu erkannt haben. Gäste können begrüßt und um ein Grußwort gebeten werden. Informationen aus den Gemeindekreisen, der Gesamtkirche und der Ökumene haben meist sehr aktuellen Verkündigungsgehalt.

Natürlich sollte auch immer wieder versucht werden, Gemeindegliedern die Lesungen, das Psalmgebet und die Fürbitten zu übertragen. Die Einsammlung der Kollekte durch verschiedene Gemeindeglieder ist eine bewährte Praxis. Vielleicht könnten diese Helfer auch selber das Dank- und Fürbittgebet über der Sammlung sprechen, statt die Kollekte beim Pfarrer am Altar "abzuliefern". Eine Dienstgruppe mag an der Tür die Eintretenden begrüßen und insbesondere die "Neuen, "Fremden" oder "Seltenen" ansprechen. Damit dies nicht nur eine Formalität ist, kann das Gespräch auf dem Heimweg fortgesetzt werden. Der Besuchsdienst läßt sich mit diesem Dienst koordinieren.

Wenn der Kirchenchor nicht mehr das einzige Betätigungsfeld der Laien im Gottesdienst ist, wird auch er neuen Auftrieb erhalten und sich organisch in die Fülle der Gaben und Möglichkeiten einordnen.

3. Die Stunde nach dem Gottesdienst

In regelmäßigen Abständen - etwa alle vier Wochen - sollte die Gemeinde zu der Stunde nach dem Gottesdienst eingeladen werden. Der im Gottesdienst durch Wort und Sakrament aufgebauten Gemeinde wird hier auf ihrem Wege weitergeholfen. Mit der Gesprächsführung begabte Gemeindeglieder leiten die Stunde nach dem Gottesdienst. Zur Durchführung bedarf es eines Raumes, der Hilfe im Hören und Reden bietet (Gemeinderaum, Wohnstube).

Es ist erforderlich, daß alle Beteiligten miteinander bekannt werden. Jeder hat die Möglichkeit, Fragen zu stellen und mit Hilfe der anderen zu klären: im Blick auf das persönliche Leben, das Leben in Familie und Beruf, Kirche und Welt.

In der Stunde nach dem Gottesdienst werden Erfahrungen ausgetauscht und Informationen vermittelt. Es sollte der Versuch gewagt werden, konkrete Weisung für den Alltag zu geben. Dazu ist es erforderlich, daß die Situation Einzelner und der Gesamtgemeinde nüchtern erfaßt wird.

Die Fragen der Gemeindeglieder, die in Betrieben, Geschäften, Büros oder in anderen gesellschaftlichen Einrichtungen tätig sind, sollten vorrangig besprochen werden. Es besteht die Möglichkeit, Dienstgruppen aufzubauen (z.B. Besuchsdienste, Hilfsdienste in der eigenen Gemeinde und für die Hungernden in der Welt u.a.).

Nach Möglichkeit sollte die Gemeinde miteinander essen und trinken.

Die Stunde nach dem Gottesdienst ist eine Versammlung, in der das Gespräch geübt wird, Einsichten in die Situation gewonnen, Weisungen gegeben werden und Gemeinschaft praktiziert wird.

Es wird sich bald zeigen, daß diese besondere Stunde nach dem Gottesdienst wesentliche Hilfe für das Gemeindeleben ist.

4. Neue Stätten der Begegnung mit dem Evangelium

Es ist möglich, daß sich Gemeindegruppen in ganz neuen Formen versammeln. In solchen Versammlungen sind die Elemente unseres Gottesdienstes in "neuer Äußerung" vorhanden (Psalm-Gebet, Herrenmahl, Schriftlesung und Auslegung, Fürbitt-Gebet, Vater-unser).

Für solche Versammlungen, die auch übergemeindlich bestehen, ist die Bruderschaft von Wichtigkeit, eine Stunde genügt für solchen Gottesdienst nicht mehr, ganze Sonntage und Wochenenden werden zeitlich gebraucht.

In jeder Gemeinde sollte es neue Stätten der Begegnung mit dem Evangelium geben. Diese Stätten sollten vor allen Dingen für die Gemeindeglieder geschaffen werden, die ihre Kirchensteuern noch zahlen, aber ansonsten an den Versammlungen der Gemeinde nicht teilnehmen. Vom Kern der Gemeinde werden diese oft als draußenstehend beurteilt. Unter ihnen aber gibt es viele, die bereit sind, in neuer Form das Evangelium zu hören und selber wieder mit anderen Gemeinde zu werden. Eine gute theologische Unterweisung, verbunden mit gemeinsamem Leben muß an die Stelle eines unverbindlichen Redens treten.

Für alle Formen gottesdienstlicher Versammlungen gilt, daß das Ärgernis nicht allein durch diese oder jene Gestalt der Kirche verursacht wird, sondern daß Menschen konfrontiert werden mit dem Evangelium.

Wo sich neue bruderschaftliche Gemeinden (Zellen) bilden, sollten diese von den Kirchenleitungen begrüßt werden. Es ist darauf zu achten, daß diese "Gemeinden" als Dienstgruppen in Verbindung mit der ganzen Kirche arbeiten.

Literatur-Verzeichnis zum Thema: Kirche und Welt

1. Abusch: Kulturelle Probleme des sozialistischen Humanismus
- Aufbau-Verlag 1962
2. Arbeiterpriester-Dokumente - Eugen Salzer-Verlag
Heilbronn 1957
3. Barth, Karl: Der Götze wackelt - Käthe-Vogt-Verl. Berlin 1961
4. Badnarik, Karl: An der Konsumfront
- Gustav Kilpper-Verlag 1957
5. Badnarik, Karl: Der junge Arbeiter von heute - ein neuer Typ
- Gustav Kilpper-Verlag 1953
6. Begemann, Helmuth: Strukturwandel der Familie
- Furche-Verlag Hamburg 1960
7. Berkhof, Hendrik: Der Sinn der Geschichte
- Vandenhoeck & Ruprecht
Göttingen 1959
8. Blauw, Johannes: Gottes Werk in dieser Welt
- Christian-Kaiser-Verlag München
1961
9. Blumhardt, Christoph: Christus in der Welt
- Zwingli-Verlag Zürich 1958
10. Brakelmann, Günter: Die sozialistische Frage des 19. Jahrhunderts I + II
- Luther-Verlag 1962
11. Bredendiek, Walter: Christliche Sozialreformer des
19. Jahrhunderts
- Koehler & Amelang Leipzig 1953
12. Brockmüller, Klemens: Christentum am Morgen des
Atomzeitalters
- Josef-Knecht-Verlag
Frankfurt/Main 1955
13. Bruder, Otto: Lebendige Gemeinde
- Gotthelf-Verlag Zürich 1947

14. Buber, Martin: Ich und Du
- Verlag Lambert Schneider Heidelberg 1958
15. Casalis, Georges: Der moderne Mensch und die Frohe Botschaft
- Friedrich-Reinhardt-Verlag Basel
16. Congar, Yves: Der Laie - Schwabenverlag Stuttgart 1956
17. Dansette: Experiment und Tragödie der Arbeiterpriester
- Styria-Verlag-Graz-Wien-Köln 1959
18. Drucker, Peter F.: Das Fundament für morgen
- Econ-Verlag Düsseldorf 1958
19. Eisermann, Gottfried: Die Lehre von der Gesellschaft
- Ferdinand-Bake-Verlag Stuttgart 1958
20. Ellus, Jaques: Leben als moderner Mensch
- Zwingli-Verlag Zürich 1958
21. Farner, Konrad: Fragen und Frager - Christ und Marxist - ein Gespräch auf der Leiter
- Progress-Verlag Düsseldorf
22. Fuchs, Emil: Christliche und marxistische Ethik, Bd. I + II
- Verlag Koehler & Amelang Leipzig 1956/59
23. Gehlen, A.: Die Seele im technischen Zeitalter - Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft
- Rowohlt-Enzyklopädie Hamburg 1957
24. Gemeinde Gottes in dieser Welt - Postgabe für P. W. Krummacher zum 60. Geburtstag
- EVA Berlin 1961
25. Godin-Michel: Zwischen Abfall und Bekehrung
- Dokumenten-Verlag Offenberg 1950
26. Goldschmidt, Dietrich; Greiner und Sebelaky: Soziologie der Kirchengemeinde
- Ferdinand-Bake-Verlag Stuttgart 1960

27. Gollwitzer, Hellmut: Forderungen der Freiheit
- Christian-Kaiser-Verlag München 1962
28. Greinacher, Norbert: Priestergemeinschaften
- W.-Grünevald-Verlag Mainz 1960
29. Gehlen-Schelsky: Soziologie - E.-Diedrich-Verlag 1955
30. Hammelsbeck, Oskar: Die veränderte Welt situation des
modernen Menschen als religiöses
Problem - Theologische Existenz,
Heft 45
- Christian-Kaiser-Verlag München 1955
31. Hermelink, Jan: Christ im Welthorizont
- Paperbacks im Kreuz-Verlag 1962
32. Heubach, Joachim und Ullrich, Heinrich Hermann:
Sammlung und Sendung - Von Auftrag der
Kirche in der Welt
- Christlicher Zeitschriften-Verlag
Berlin 1958
33. Hoeh, Berthäe: Gott liebt die Welt
- Zwingli-Verlag Zürich 1958
34. Hofstätter, Peter: Gruppendynamik, Kritik der
Massenpsychologie
- Rowohlt-Enzyklopädie 1957
35. Horne: Christ und Bürger heute und morgen
- Ring-Verlag Stuttgart 1958
36. Hromádka, Josef L.: Sprung über die Mauer
- Käthe-Vogt-Verlag Berlin 1961
37. Die Industrielle Gesellschaft und die 3 Welten -
das Seminar von Rheinfelden
- EVZ-Verlag Zürich 1961
38. Jacob, Günter: Christliche Existenz in der veränderten
Welt
- Kreuz-Verlag Stuttgart 1961

39. Kantonen, T. A.: Lebendige Gemeinde
- Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1958
40. Karrenberg, Friedrich und Beckmann, Joschim:
Verantwortung für den Menschen - Beiträge zur
gesellschaftlichen Problematik der Gegenwart
- Kreuz-Verlag Stuttgart 1957
41. Kirche in Frankreich auf neuen Wegen
- Wichern-Verlag Berlin 1953
42. Küster, Reinhard: Die Kirchentreuen
- Ferdinand-Enke-Verlag 1959
43. Kupisch, Karl: Das Jahrhundert des Sozialismus und
die Kirche
- Käthe-Vogt-Verlag Berlin 1958
44. Kraemer, Hendrik: Die Kommunikation des christlichen
Glaubens
- Zwingli-Verlag Zürich 1958
45. Kraemer, Hendrik: Theologie des Lamentums
- Zwingli-Verlag Zürich 1959
46. Ledergerber, K.: Kunst und Religion in der Verwandlung
- Du-Mont-Dokumente
- Verlag Du-Mont-Schauberg Köln 1961
47. Lepp, Ignace: Splitter und Balken
- Styria-Verlag 1959
48. Lewis, C. S.: Christentum schlechthin
- Herder-Bücherei 1959
49. Lillich, Henry: Menschen am Arbeitsplatz
- Furche-Verlag Hamburg 1960
50. Loew, Jacques: Tagebuch einer Arbeitermission
- M.-Grünevald-Verlag Mainz 1960
51. de Man, Hendrik: Vermassung und Kulturzerfall
- A.-Francke AG.-Verlag Bern 1952

52. Margull, Jochen: Theologie der missionarischen
Verkündigung - Evangelisation als
oekumenisches Problem
- Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1959
53. Margull, Jochen: Zur Sendung der Kirche - Theolo-
gische Bucherei, Bd. 18
- Christian-Kaiser-Verlag München 1963
54. Marquardt, Friedrich Wilhelm: Kirche der Menschen
Unterwegs-Reihe Heft 14
- Käthe-Vogt-Verlag Berlin
55. Maury, Philippe: Politik und christliche Verkündigung
- Calver-Verlag Stuttgart 1959
56. Michel, Ernst: Der Prozeß Gesellschaft contra Person
- Ernst-Klett-Verlag Stuttgart 1959
57. Müller, Eberhard: Die Welt ist anders geworden
- Furche-Bucherei Hamburg 1955
58. Müller, Eberhard: Gespräch über den Glauben
- Furche-Verlag Hamburg 1957
59. Müller, Eberhard; Stroh, Hans: Seelsorge in der mo-
dernen Gesellschaft - Erfahrungen
und Perspektiven
- Furche-Verlag Hamburg 1961
60. Müller-Gangloff, Erich: Horizonte der nachmodernen Welt
+ Verlagsgemeinschaft Buchhardtshaus
+ Kreuz-Verlag 1962
61. Müller, Hansfried: Von der Kirche zur Welt
- Verlag Koehler & Amelang Leipzig 1961
62. Müller-Schwefe, Hans R.: Die Welt ohne Väter - Gedanken
eines Christen zur Krise der Autorität
- Furche-Verlag Hamburg 1957

63. Niebuhr, Richard: Auferstehung und geschichtliches Denken
- Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1960
64. Niles, B. T.: Die Botschaft für die Welt
- Christian-Kaiser-Verlag München 1960
65. Niles, B. T.: Feuer auf Erden
- Evangelischer Missionsverlag Stuttgart 1962
66. Noordmans, Oepke: Das Evangelium des Geistes
- EVZ-Verlag Zürich 1960
67. Oldham, J. H.: Die Arbeit in der modernen Welt
- Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1950
68. von Oppen, Dietrich: Das personale Zeitalter - Formen
und Grundlagen gesellschaftlichen
Lebens im 20. Jahrhundert
- Verlagsgemeinschaft Burckhardthaus
+ Kreuz-Verlag Stuttgart 1960
69. Perrin, Henri: Geist und Aufgabe der Säkularinstitute
- M.-Grünevald-Verlag Mainz 1960
70. Perrin, Henri: Tagebuch eines Arbeiterpriesters
- Kösel-Verlag München 1956
71. Präger, Lydia: Frei für Gott und die Menschen -
das Buch der Bruder- und Schwesternschaften
- Quellverlag Stuttgart 1959
72. Quoist, Michel: Herr da bin ich (Gebethuch) - 7. Auflage
- Styria-Verlag-Graz-Wien-Köln 1960
73. Quoist, Michel: Zwischen Menschen und Gott
- Styria-Verlag-Graz-Wien-Köln 1961
74. Reding, Marcel: Der politische Atheismus
- Styria-Verlag-Graz-Wien-Köln 1958
75. Wendtorff, Fritz: Die soziale Struktur der Gemeinde
- Furche-Verlag Hamburg

76. Rich, Arthur: Christliche Existenz in der industriellen Welt
- Zwingli-Verlag Zürich 1957
77. Rich, Arthur: Glaube in politischer Entscheidung
- Zwingli-Verlag Zürich 1962
78. Riesman, David: Die einsame Masse
- Rowohlt-Enzyklopädie 1958
79. Rinderknecht, Hans R.: Die Laienfrage - ein Nein und
ein Ja
- Gotthelf-Verlag Zürich 1950
80. Rosenstock-Huessy, Eugen: Atem des Geistes
- Verlag der Frankfurter Hefte,
Frankfurt /Main 1950
81. Rosenstock-Huessy, Eugen: Die Europäischen Revolutionen
und der Charakter der Nationen
- Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1951
82. Rosenstock-Huessy, Eugen: Der unbezahlbare Mensch
- Kathe-Vogt-Verlag Berlin 1955
83. Rosenstock-Huessy, Eugen: Des Christen Zukunft oder wir
überholen die Modernen
- Christian-Kaiser-Verlag München 1955
84. Rosenstock-Huessy, Eugen: Heilkraft und Wahrheit
- Evangelisches Verlagswerk Stuttgart 1952
85. Rosenstock-Huessy, Eugen: Soziologie I und II
- Kohlhammer-Verlag Stuttgart 1956/1958
86. Schelsky: Die skeptische Generation
- Diederichs-Verlag 1957
87. Schmidt, Hans: Vita experimentalis
- Christian-Kaiser-Verlag München 1959
88. Schweitzer, Wolfgang: Freiheit zum Leben
- Verlagsgemeinschaft Birkhardthaus +
Kreuz-Verlag Stuttgart 1959

89. Schweitzer und Karrenberg: Spannungsfelder der Evangelischen Soziallehre
- Furche-Verlag Hamburg 1960
90. Schweizer, Eduard: Gemeinde und Gemeindeordnung im NT
- Zwingli-Verlag Zürich 1959
91. Schultz, Heinz-Jürgen: Frömmigkeit in einer weltlichen Welt
- Kreuz-Verlag Stuttgart 1959
92. Schultz, Heinz-Jürgen: Kritik an der Kirche
- Kreuz-Verlag Stuttgart 1958
93. Siefert, Gregor: Die Mission der Arbeiterpriester
- Hans-Driever-Verlag Essen 1960
94. Specker: Das Laienapostolat in den Missionen -
Festschrift für Prof. Dr. Beckmann zum
60. Geburtstag - SMB
- Schöneck-Beckenried Schweiz 1961
95. Stämmeler, Eberhard: Protestanten ohne Kirche
- Kreuz-Verlag Stuttgart 1960
96. Storek, Hans: Die Zeit drängt
- Käthe-Vogt-Verlag Berlin 1957
97. Storek, Hans: Die Kirche im Neuland der Industrie
- Käthe-Vogt-Verlag Berlin 1959
98. Symonowski, Horst: Gegen die Weltfremdheit -
Theologische Existenz, Heft 79
- Christian-Kaiser-Verlag München 1960
99. Symonowski, Horst: Gott liebt die Weltlichen
- Bechtauf-Verlag Bielefeld 1956
100. Ulrich, H. H.: Die Kirche und ihre missionarische Aufgabe
- Christlicher Zeitschriftenverlag
Berlin 1955
101. Voillaume: Mitten in der Welt (die kleinen Brüder Jesu)
- Herder-Verlag Freiburg 1955

102. Wagner, Hermann: Der Mythos und das Wort
- Verlag Koehler & Amelang Leipzig
103. Walz, Hans-Hermann: Das protestantische Wagnis
- Kreuz-Verlag Stuttgart 1958
104. Weckerling, R.: Durchkreuzter Haß - Festschrift
für H. Grüber zum 60. Geburtstag
- Käthe-Vogt-Verlag Berlin 1961
105. Wendland, Heinz-Dietrich: Botschaft an die soziale
Welt
- Furche-Verlag Hamburg 1959
106. Wendland, Heinz-Dietrich: Die Kirche in der modernen
Gesellschaft
- Furche-Verlag Hamburg 1956
107. Wirtz, Hans: Stille Revolutionen - Kirche auf neuen
Wegen Laienbrief an einen Priester
- Verlag Glock & Lutz Nürnberg 1959
108. Wülber, Hans-Otto: Religion ohne Entscheidung -
Volkskirche am Beispiel der Jungen
Generation
Verlag Vandenhoeck & Rupprecht Göttingen 1959
109. Wurzbacher, Gerhard; Bolte, Karl Martin; Boeder, Rosemarie
Klaus und Rendtorff, Trutz: Der Pfarrer in der modernen
Gesellschaft
- Furche-Verlag Hamburg 1960
110. Wyszynski, Stefan, Kardinal: Der Christ und die Arbeit
- Herder-Verlag Wien 1959
111. Rudolf, Karl: Der Laie - Rechte und Pflichten -
- Seelsorgerverlag Herder Wien 1959

Gedanken zur theologischen Grundlegung
des politischen Engagements

(Nicht zur Veröffentlichung bestimmt.
Es handelt sich um Grundgedanken zu einem
anlässlich der Kuratoriumssitzung der
Gossner-Mission in der DDR am 30.11.1964
gehaltenen Vortrag)

Unsere Thematik ruft sofort die verschiedensten Assoziationen. Es sind in den vergangenen, sagen wir einmal 50 Jahren, ganz und gar unterschiedliche, ja sich gegenseitig ausschließende Konzeptionen unter diesem Thema über die Bühne gegangen. Positive und negative, apologetische und aggressive Stellungnahmen sind zu verzeichnen. Und es kann nicht meine Aufgabe sein, mich mit all diesen Gedankengängen heute auseinanderzusetzen. Nur eine Abgrenzung zu machen scheint mir notwendig zu sein. Es kann nicht darum gehen, daß wir hier zusammenkommen, um einen "Öffentlichkeitsanspruch der Kirche" zu fixieren, Karl Barth hat in seiner berühmt gewordenen Schrift "Christengemeinde und Bürgergemeinde" 1946 (S.18 f) dazu das Entscheidende gesagt: "Wo die Kirche 'ihren Öffentlichkeitswillen' erst erheben muß, da beweist sie eben damit, daß er - nämlich eben der Öffentlichkeitsanspruch - (im Faktum ihrer Existenz als Kirche nicht in relevanter Weise auf dem Plane ist, und es geschieht ihr dann vor Gott und den Menschen recht, wenn sie nun gerade nicht gehört wird".

Genau darum geht es: Im einfachen Faktum ihrer Existenz als Kirche muß sich der Öffentlichkeitsanspruch von selbst erweisen, muß einfach da sein, wirksam werden. Eine Beschreibung des politischen Engagements der Kirche ist also keine sondern sie ist eine Erwägung, eine Reflexion über das Wesen der Kirche selbst, nun allerdings in einer ganz bestimmten Ausrichtung.

Ich muß nun selbstverständlich darauf verzichten, das Wesen der Kirche grundsätzlich zu umschreiben. Diese Beschreibung hätte wohl auszugehen von Augustana VII, wo die Kirche definiert ist als congregatio sanctorum, in qua evangelium recta docetur et recte administrantur sacramenta. Es ist dies ein guter Satz. Und gut ist überhaupt manches, was in den Bekenntnisschriften und in den orthodoxen Dogmatiken etwa des 17. Jahrhunderts über die Kirche zu lesen ist. Karl Barth stellt mit Recht fest, daß

nicht das Bedenkliche ist, was da gesagt, sondern was da nicht gesagt wurde (KD IV 3, 2. Hälfte 876). Es fehlt ein interessierender Wesenszug in all diesen Definitionen der Kirche. Nicht sichtbar wird nämlich "ein die Kirche selbst, ihr geordnetes Tun und das zeitlich-ewige Leben ihrer Glieder transzendierendes Ziel ihres Daseins." (877) Und was wäre nun dieses sie transzendierende Ziel ihres Daseins: Wohl genau das, was man zusammenfassend zu bezeichnen hat als: "Kirche für die Welt".

"Kirche für die Welt", das Zauberwort moderner Theologie, das Zauberwort der Oekumene, der Prager Friedenskonferenz, der Akademiarbeit. Unter dieser Devise ist in letzter Zeit, bis in die heutigen Tage, viel theologischer Unfug getrieben worden. Die Verabsolutierung dieser Devise trägt in mancher ihrer Ausprägung geradezu sektiererhafte Züge an sich. Aber sie ist trotzdem eine große und bedeutsame Sache, Kirche für die Welt, d.h., daß die Kirche als Gemeinde Gottes grundsätzlich für die Welt da ist. Gerade, indem sie sich versteht als im Dienste Gottes stehend, steht sie im Dienste der Welt. Darum wer ist denn der Gott, dem sie zu dienen hat. Es ist der Immanuel, der Gott, der seine eigene wahrhaftige Göttlichkeit gerade in seiner wahrhaftigen Menschlichkeit bestätigt (873). In Jesus Christus erweist sich Gott als der, der nicht für sich, sondern für die Welt da ist. In ihm hat Gott sich für die Welt her- und hingegeben. Und weil der Dienst der Gemeinde im Dienst für diesen Gott besteht, ist ihr Dienst per definitionem, nicht erst nachträglich und beiläufig, sondern von ihrem Ursprung her; Dienst für die Welt. Damit ist grundsätzlich und unwiderruflich über die Richtung, den Sinn und Zweck des Daseins der Gemeinde entschieden (873).

Kann aber die Gemeinde, darf die Gemeinde überhaupt in dieser Ausschließlichkeit für die Welt da sein. Wer oder was ist diese Welt, daß die Gemeinde, ohne ihr Sein zu verfehlen, Zugang zu ihr hätte: Nun, wohl war und ist die Welt und der Mensch Gottes gute Schöpfung. Aber mit Gottes Eingriff in diese Welt in seinem Sohne Jesus Christus hebt eine neue Wirklichkeit der Weltgeschichte an. In Jesus Christus ist die Welt grundsätzlich neu, anders geworden. In ihm ist sie zur Ordnung gekommen, weil sie hereingenommen wurde in sein Reich der Gnade. In Christus klaffen nicht mehr zwei Reiche auseinander, sondern in ihm ist das eine Reich Gottes Wirklichkeit geworden (815). Und das bedeutet, daß die Gemeinde, wenn sie für das Reich Gottes einsteht, sie für das Reich dieser Welt einzustehen hat, weil grundsätzlich die

Welt in Christus Bestandteil des einen Reiches Gottes geworden ist.

Wir sind dabei, nach einigen Thesen zu fragen, die das politische Engagement der Gemeinde theologisch begründen sollen. Was wir bis jetzt gehört haben, ist zu verstehen als Voraussetzung und Ermöglichung der nun folgenden Sätze. Ich verzichte bewußt darauf, im Rahmen dieser Grundlegung die notwendigen Abgrenzungen und Sicherungen einzubauen hinsichtlich des Miteinander und Füreinander von Kirche und Welt. Diese Abgrenzungen sollen dann in den einzelnen Thesen zum Zuge kommen.

1. These: Die Gemeinde spricht und handelt in Positionen und nicht in Negationen.

Die Gemeinde "kann sich im Weltgeschehen nicht fürchten: weder für das Weltgeschehen noch vor ihm - darum auch nicht für die und vor der Menschheit Eben weil sie nicht fürchten kann, kann sie aber auch nicht hassen, wird sie, ob ihr das leicht oder schwer fällt, im Grunde immer nur lieben können. Sie kann im Grunde und auf die Dauer immer nur pro, d.h. für, weil Gott in Jesus Christus für die Menschen ist und entschieden hat, muß ebenfalls für sie und nicht anti, d.h. nicht gegen irgendwelche besonderen Menschen sein Sie hat gar keine andere Wahl als die, es so zu halten." (821)

Dies bedeutet zuerst einmal eine gründliche Absage an jede Frontbildung der Kirche. Die Kirche darf es nicht zulassen, daß sie, nachdem sie vom Bazillus des Nazismus infiziert war, nur dem Nazismus, dem Kreisen um sich selbst verfällt.

Keine Frontbildung. Sie darf nicht zur christlichen Partei - im Gegensatz zu unchristlichen, gottlosen Parteien - werden. Schlecht genug, wenn atheistische Gruppierungen Front gegen die Gemeinde machen. Der Atheismus in jeder Form kann es ja - per definitionem - nicht wissen, daß es eine gottlose Welt und den gottlosen Menschen nicht mehr gibt. Umso mehr muß das die christliche Gemeinde wissen. Offenheit und Bereitschaft für Gespräche sollen vornehmliche Zeichen dieser neuen Aufgeschlossenheit sein. Aber nun bitte keine einseitige Offenheit. "Evangelium für Atheisten": Jawohl. Aber schwingt in der Programmatik dieses Satzes nicht zu oft ober- oder unterschneellig mit: "Aber Gesetz für die (sog.) Christen". Viele unter uns haben eines begriffen: Der Bußprediger ist nicht der Mann, den der Atheismus braucht, sondern

der Evangeliumsprediger ist dieser Mann. Aber auch die Kirche, auch die sog. christliche Gesellschaft, ja selbst christliche Parteien brauchen den Evangeliumsprediger, nicht den Bußprediger. Ist es nicht Heuchelei, großen Teilen der offiziellen Kirche, des sogenannten christlichen Abendlandes, zuerst kaltschnäuzig zu bescheinigen, daß ihr Christentum ein Mißverständnis, ein Mißbrauch des Christentums sei und Hans-kehr-um eben diese Teile und Parteien zu behaften an ihrem Christsein, indem man den Bußruf ergehen läßt. Diese Haltung ist schon grundsätzlich theologisch falsch: Wo ist die Gemeinde, die des Evangeliums nicht bedürfte, die das Evangelium besäße, auf das sie zu behaften wäre? Wir haben alle und haben nicht! Mit anderen Worten: Die Bußrede an die (sog.) Christenheit hat zu lange gedauert. Schluß auch damit! Nur noch in Positionen reden, auch der offiziellen Kirche gegenüber, d.h.: freiwerden zu neuen Wegen, ohne Angriff auf alte Wege. Konkret gesprochen: Die Anklage der Kirche auf ihre Schuld seit ca. 1850 den arbeitenden Menschen gegenüber ist, obwohl sie richtig ist, heute Bestandteil des Kalten ^{Kirchen-}Krieges. Machen wir uns doch, ohne Anklagen zu erheben, auf den Weg, das gutzumachen, was die Kirche versäumt hat. Warum sollen wir kritisch auf die anderen blicken, die noch nicht so weit sind in ihrer Einsicht? Was soll das helfen? Das bedeutet allgemein: keine bestehenden Fronten stützen: wo eine Front, egal welcher Art, steht, soll sie niedergerissen werden. Wo gehaßt wird, egal wo, nicht mithassen. Wo verhärtet wird, erweichen, egal wo. Die Gemeinde kann sich heute keine Front, keinen Haß, und nur bedingt Kritik leisten. Denn wir leben in einer Zeit des Überflusses an Fronten, an Haß. der Hypertrophie, an Kritik. Es gehört zur Selbstdisziplin, zur inneren, geistlichen Hygiene der neuen Gemeinde, daß sie alldies, aber auch restlos alles, unterläßt, was bestehende Fronten stützt. Haben wir doch endlich erkannt, daß es für Gott, weil er in Christus die Welt neugemacht hat, keine Verlorenen gibt, so kommen wir, zum Teil auch aus unserer Mitte oder aus uns nahestehenden Gruppen mit der Irrlehre daher, daß es doch solche Verlorenen gäbe, nämlich in der alten Kirche! Fort mit dieser Irrlehre!

Wenn ich das unter These 1 Gesagte zusammenfassen soll, so geht es ganz einfach um ein positives Durchbrechen des Teufelskreises, der darin besteht, daß alle allen ihre Schuld vorhalten und

nachtragen: Marxisten der Kirche, die Kirche den Marxisten, die fortschrittlichen Theologen der Kirche und die (institutionelle) Kirche den fortschrittlichen Theologen. Und dieser ganze Teufelskreis wird dann auf verschiedenen tieferliegenden Ebenen nochmals durchgespielt: auf der Ebene der Zupporter, der Kleinkarierten, der Anhänger, der Mitläufer, der Opportunisten aller Schattierungen. Hier muß der Durchbruch gewagt werden.

Die nun folgenden Thesen bringen nun nur zum Teil etwas Neues. Sie sind zum anderen Teil einfach Explikationen der ersten, wie mir scheint grundlegenden These.

2. These: Die christliche Gemeinde weiß, wie es um die Welt steht. Zum Reden in Positionen haben wir in der ersten These aufgefordert. Wir taten das nicht in Ausübung irgendeines Optimismus. Die Gemeinde aber weiß, daß es g u t um die Welt steht. Der Anbruch des Reiches Gottes, begründet im Faktum, daß sich der Schöpfer in Jesus Christus zu seiner Schöpfung neugestellt hat, ist der sichere Grund des Erkennens, Redens und Handelns der Gemeinde. Christus hat die Welt versöhnt zu e i n e m Reich. Somit erweisen sich alle Fronten, Grenzen, Krämpfe, Widerstände, Gegnerschaften, alle Ängste und alles Mißtrauen als Anachronismen, als Bestandteile einer Welt, die es grundsätzlich nicht mehr gibt, und die daher nicht mehr gepflegt werden dürfen, als Merkmale einer Welt, die zum Absterben verurteilt ist. Die Gemeinde weiß allerdings, daß weder sie selbst, noch die Welt die Vollendung des angebrochenen Reiches schaffen kann und daß die Sünde, wenn auch als ~~angebrochene~~ gebrochene Macht, weiterhin wirksam bleibt. Diese Sicht der Welt, die jeden immanenten Optimismus und Pessimismus transzendiert, ist der eigentümliche christliche Realismus.

3. These: Die Gemeinde erhebt in ihrem Sprechen den eindringlichen Appell für diesen christlichen Realismus.

"In seiner Gestalt als an die Menschen ergehender Appell wird und ist der Dienst der Gemeinde selber ein (allerdings sehr eigentümlicher) Weltfaktor, der den Zusammenhang der anderen Weltfaktoren zwar nicht sprengt, wohl aber über ihn hinausweist und ihn damit heimlich revolutioniert. Mehr als einen solchen innerweltlichen Anstoß kann die Gemeinde der Welt n i c h t geben. Sie kann die Menschen auch mit dem stärksten, dem herzlichsten

Appell, mit dem sie sich an sie wenden mag, nicht verwandeln. Sie kann ihnen aber mit ihrem Appell die Liebestat Gottes vor Augen führen, in der er sie schon verwandelt h a t . Sie kann sie damit darauf aufmerksam machen, daß die Offenbarung und Erkenntnis dieser Liebestat Gottes auch ihrer wartet. Sie kann damit einen Stoß in ihr Leben und damit hinein in das Weltgeschehen führen." (977)

Ein solcher Appell ist wohl die Urform und wichtigste Gestalt der politischen Predigt. In der Tat fällt der Verkündigung in der Predigt ein wesentlicher Anteil des politischen Engagements der Gemeinde zu.

4. These: Christus ist das Heil der Welt; das Reich Gottes ist die ganz und gar geheilte Welt. Die Gemeinde kann dieses Heil nicht aus eigener Kraft verwirklichen. Ihre faktische Existenz besteht aber im Heilen der Welt. Darin ist sie gleichnishafte Darstellung des Heils der Welt.

Die Funktion des Heilens trägt einen Beigeschmack, der uns mit Recht mißfällt. Heilen kann keineswegs bloß das heißen, daß die Gemeinde da und dort die Not der Welt lindert. Vielmehr will Heilen umfassend die Hingabe der Gemeinde an die Welt in ihrem ganzen Wirken und Handeln bedeuten.

Noch ist die Welt - und mit ihr natürlich immer wieder die Gemeinde - krank. Sie tut und empfängt Böses, Schlechtes. Sie lügt, sie haßt, sie mißtraut, sie erdichtet Mythen, sie ernährt Illusionen, sie ist faul und gewalttätig. Nimmt die Gemeinde nun ihren Auftrag getreu wahr, nämlich für die Welt da zu sein, so wie Gott in Christus für die Welt da ist, so wird sie alle diesen Erscheinungen gegenüber nicht untätig bleiben können. Diese sind Zeichen einer heillosen Welt, einer Welt, die es eigentlich nicht mehr gibt. Ihnen gegenüber wird sie Zeichen der geheilten Welt aufrichten. Wenn sie das tut, braucht sie sich kaum mehr auf den Öffentlichkeitsanspruch, auch nicht mehr auf das politische Engagement zu besinnen. Beides ist dann unvermittelt da, ungekünstelt, ungesucht, aber höchst wirksam da. Noch einmal: dieses Heilen der Gemeinde ist nicht das Heil der Welt und wird es nie werden. Aber es ist immer wieder Bild, Hinweis, Abbild, Darstellung des göttlichen Handelns in Christus, des Reiches Gottes, das in Christus angebrochen ist und in ihm vollendet wird.

5. These: Gott ist in Christus solidarisch mit der Welt. Deshalb ist auch die Gemeinde wesentlich solidarisch mit der Welt. (Reflexionen).

Solidarisch mit der Welt? Wer oder was ist eigentlich die Welt? Antwort: die Menschen. Nicht bloß die frommen Menschen, nicht bloß die christlichen Menschen, aber auch nicht, wie eine "Solidarität-mit-der-Welt-Romantik" es zu meinen glaubt, auch nicht bloß mit den weltlichen Menschen. Denn (1.) sind alle Menschen weltlich oder (2.) mindestens alle Menschen Menschen. Solidarität mit dem gottlosen Menschen. Was gibt es da für unmögliche Möglichkeiten: ich kann ihn, den Gottlosen, auf den Arm nehmen und auf diese Weise solidarisch mit ihm sein. Ich kann auch mit ihm solidarisch sein, weil ich ihn ein bißchen fürchte, oder ihm ein bißchen schmeichle, weiter: indem ich eine oder zwei Augen zudrücke oder ihn oder meinen Auftrag an ihm nicht ganz ernst nehme.

Solidarität ist immer Zeugnis um Hilfe. Wehh ich dem anderen bezeuge, daß ich auch so schlecht, so gemein, so falsch, so hoffnungslos, so unwissend, so gottlos bin wie er, dann ist das dumm und einfältig, vielleicht noch im besten Fall rührend von mir. Dieses Zeugnis ist aber keine Hilfe, sondern bestärkt den anderen in seiner Bosheit, Gemeinheit, Falschheit, Hoffnungslosigkeit, Gottlosigkeit, Unwissenheit. Echte Solidarität als Hilfe ist erst, wenn ich dem anderen bezeuge, daß wir in einer gemeinsamen Hoffnung leben, wenn ich dem anderen bezeuge, daß ich trotz meiner eigenen Bosheit, Gemeinheit usw. erkannt habe, glaube an eine Hoffnung für uns beide, Hoffnung vielleicht als Wahrheit, Menschlichkeit, Vergebung, Liebe. Eine Hoffnung, eine Liebe, eine Wahrheit, eine Echtheit, die der andere vielleicht auch haben möchte, die er aber nicht sieht in seiner Bosheit und Gottlosigkeit. Wenn ich ihm diese Hoffnung verschweige, wenn ich ihm die Wahrheit über sein Leben und die Wahrheit überhaupt verschweige, dann bin ich das Gegenteil von solidarisch mit ihm. Dann belüge ich ihn. Und er weiß es auch.

6. These: Distanz ist nur möglich auf Grund der Solidarität, ein Nein nur auf Grund einer umfassenden Bejahung.

Erst nachdem wir zweimal in den Thesen 1 und 5 positiv geredet haben, ist es uns erlaubt, auch das Nein in Betracht zu ziehen.

Ich möchte das mit einem Zitat aus der kirchlichen Dogmatik Barths erläutern.

Die Kirche "verfehlte ihren Auftrag, wenn sie statt ja nein sagen oder ihrem Ja ein Nein in gleicher Würde und Mächtigkeit zur Seite stellen würde. Sie wird es, schon weil das ihr aufgetragene Ja sonst gar nicht klingen könnte, selten oder nie unterlassen können, auch abgrenzend Nein zu sagen, auch die Strenge des Gebotes, auch die Härte des Bußrufs zur Geltung zu bringen Trägheit und Lüge beim Namen zu nennen, ... zu warnen, zu kritisieren, zu widerstehen ..." Aber: "Da sie Jesus Christus zu verkündigen hat, ist es ihm unmöglich gemacht, daß alles auch nur vorübergehend und scheinbar zu ihrem eigentlichen Thema oder diesem gegenüber zu einem zweiten Thema werden zu lassen. Muß, was sie so vertreten hat, ein Nein sein, so kann dieses weder ihr erstes noch ihr letztes, geschweige denn ihr einziges und eigentliches Wort sein, so kann sie es immer nur in Paranthese, als Zwischenrede, immer nur überhöht durch das ihr schlechthin primär aufgetragene Ja zur Sprache bringen." Es wären aus diesen wichtigen Sätzen Barths recht viele Konsequenzen zu ziehen. Ich nenne hauptsächlich nur eine: Die oft gehörte Forderung, die Kritik müßte stets gleicherweise nach links und rechts, nach Ost und West, gegen inst. Kirche und fortschrittliche Kirche verteilt werden, damit sie glaubwürdig bleibe, diese Forderung ergeht nicht zu Recht. Nicht zuerst deshalb, weil sie zu formalistisch wäre und die aktuellen Notwendigkeiten nicht entscheidend berücksichtigt. Aber vor allem deshalb, weil heute Kritik überhaupt zu ersetzen ist durch die positive Setzung dessen, was not tut. Man kann die heutige Gesellschaft beschreiben als ein Konglomerat sich gegenseitig kritisierender Gruppen. Dieses Faktum ist der Tod jedes Lebensraumes für den Menschen. Es wird erst anders werden, wenn Kritik immanent aus den einzelnen Positionen herauswächst. Was ich positiv tue, verkündige, rede, handle, das ist heute die allein mögliche Kritik.

Allein aus der Position soll sich die Negation, die Distanz ergeben. In der Tat, die Gemeinde muß sich gar nicht darauf besinnen, wie sie der Distanz Ausdruck zu geben habe. Alle ihre Aktionen implizieren die Distanz, sobald sie sich streng konzentriert auf ihre eigene Aufgabe und ihren eigenen Auftrag. Aus Gründen dieser Konzentration muß sie darauf verzichten, sich einzusetzen für eine bestimmte Geschichts-, Gesellschafts- u. Staatsphilosophie. Sie wird es auch nicht tun aus Sorge um ihren Auftrag: Gar bald könnte

sie genötigt sein, zu revozieren, zu erklären, zu verneinen. Und nochmals ~~wird~~ sie es nicht tun, weil sie tatsächlich den Auftrag hat für alle Menschen: Auch für die, die diese oder jene politische, kulturelle, soziale Konzeption sich nicht zu eigen gemacht haben.

Aufs ganze gesehen: Die notwendige Distanz wird immer dann gewahrt sein, wenn die Gemeinde weiß, daß sie e i n e m Herrn dient und sie den einen Auftrag dieses Herrn auszuführen hat.

7. These: Die Gemeinde ist für den von Gott geliebten Menschen, den wirklichen heutigen Menschen da.

In der heutigen Zeit wird der Mensch im Namen von Menschenbildern kaputt gemacht. Es wird Zeit, daß die Gemeinde klarmacht, daß ihr Auftrag lautet, für den jetzt hier und heute lebenden Menschen da zu sein. Nicht für den Menschen einer optimistischen oder pessimistischen Weltanschauung. Auch nicht für den Menschen, der 1850 gesündigt hat (wo ist dieser Mensch). Auch nicht für den Menschen, der im Jahre 2000 in Herrlichkeit leben soll (wo ist er). Auch nicht für den deutschen Menschen, der ehemaligen deutschen Ostgebiete (wo ist er), auch nicht für den Menschen im wiedervereinigten Deutschland (wo ist er). Wir haben als Gemeinde für den wirklich lebenden Menschen da zu sein, dessen Vergangenheit Jesus Christus ist, dessen Zukunft Jesus Christus ist, dessen Gegenwart auch Jesus Christus ist, aber dessen Gegenwart auch meine Gegenwart ist und zu dessen Gegenwart mich ausgerechnet Jesus Christus gemacht hat.

8. These: Gott hat sich in Christus für die Welt entschieden. Dieser Entscheidung kommt die Gemeinde nach in konkreten Entscheidungen.

Die Gemeinde kennt den Entscheid Gottes für die Welt. Nun gibt ihr zwar diese Kenntnis keineswegs eine Erlaubnis oder gar eine Verpflichtung, ein weltanschauliches, ethisch-politisches Programm aufzustellen und in die Tat umzusetzen. Wir kennen wohl die Richtung, das Gefälle, nicht aber das detaillierte Programm Gottes. Gott als der Lebendige, als Heiliger Geist gibt uns vielmehr von Fall zu Fall Einblick in sein Programm. Aber dies enthebt uns nun keinesfalls der Pflicht, ganz konkrete Schritte zu tun, indem wir ganz konkrete Entscheidungen ethisch-praktisch-politisch-gesellschaftlicher Art fällen. Die Theologie hat in ihrer Ethik dem Gefälle der Entscheidung Gottes denkend nachzugehen.

Das Leben der Gemeinde, des Christen, besteht aber darin, daß er ganz bestimmte Entscheidungen fällt, an bestimmten Punkten etwas tut, etwas unterläßt, ja sagt, nein sagt.

Der Christ wird sich darüber klar werden müssen, daß er mit seinen konkreten Entscheidungen sehr oft in Konflikt mit der Welt kommen wird. Das kann ja gar nicht anders sein, daß er ja entscheidet auf Grund von Einsichten, die die Welt nicht hat, auf Grund der Entscheidung Gottes für die Welt. Hört der Mensch aber auf, von dem Ort her zu entscheiden, der der Welt unbekannt ist, verwechselt er seine Motive mit denen der Welt, dann verfehlt er seinen konkreten Auftrag: nämlich in konkreten Entscheidungen teilzunehmen an der Entscheidung Gottes.

9. These: Der Christ kann gefordert sein, eine exemplarische Existenz zu leben.

Die Menschen von heute haben keine Leitbilder mehr. Sie stehen diesbezüglich in einem Trümmerhaufen: und damit recht hilflos dem zu führenden Leben gegenüber. Es fehlt der Mut, sich einzulassen in eine normale menschliche Existenz. Und es fehlt der Mut, weil die Hoffnung fehlt.

7. x. Herr H. Moller

Versuch einer Beschreibung der Hoffnung der Christen in der politischen Existenz heute in der DDR - März 1964

I. Die nächsten Sätze sind als theologischer Einstieg gedacht.

1. Unsere Hoffnung ist in Jesus Christus gegründet, darum gehen wir nicht auf (unter) in Hoffnungslosigkeit. Wir entdecken immer neue Möglichkeiten für Hoffnung in der Welt.
2. Unsere Hoffnung hat die Sorge um die Mitmenschen zum Thema, für sie hoffen wir.
3. Wir sehen Gestaltungsmöglichkeiten der Hoffnung in unseren Verhältnissen, weil Gott gegenwärtig ist.
4. Alle weltlichen Hoffnungen unserer Mitbürger nehmen wir ernst. Wir freuen uns über jede positive Lebensführung. In der Mitfreude werden wir Mitträger der Hoffnung unserer Mitbürger.
5. Wir hoffen mit den Marxisten. Bedingungslos stehen wir an ihrer Seite, ihre Hoffnung machen wir zu der unsrigen und setzen sie in Beziehung zu der Hoffnung in Jesus Christus. Wo uns die Hoffnung in Jesus Christus durch weltliche Hoffnungen verdunkelt wird, ist für uns Neuorientierung geboten.
6. Die Hoffnung in der weltlichen Existenz halten wir nur durch, wenn wir Glieder einer brüderlichen Gemeinde sind.
7. Die Hoffnung der Gemeinde ist eine ^{Hoffnung} für die Welt, weil Gott in Jesus Christus alles versöhnt hat, ist für jeden Menschen, für jede menschliche Einrichtung, für jede Gesellschaft Hoffnung da. Alle Menschen (und Institutionen) mit großen und kleinen Gaben sind eingebaut in die Liebe Gottes.

II. Die Hoffnung der Christen in der sozialistisch gestalteten DDR beginnt im Mitdenken und Tun (der Absprung der Christen in die sozialistischen Verhältnisse).

1. Hoffnung haben für die Welt, heist Hoffnung haben für die sozialistische Wirtschaft, auch für die sozialistische Landwirtschaft, heist denken, daß es gut geht, heist mit Hand anlegen, daß es gut wird, heist aufpassen, daß fachmännisch gehandelt wird.
2. Hoffnung für die Welt haben, heist: Hoffnung haben für die volkseigenen Betriebe, heist ein guter Fachmann werden und dort seine Kenntnisse zum Wohl der Menschen einsetzen, heist: billige Mißmacherei nicht mitmachen, heist die Produktions- und Leitungsschwierigkeiten sachlich klären, heist auch Unannehmlichkeiten eingestehen und aufdecken.
3. Hoffnung für die Welt haben, heist Hoffnung haben für die sozialistisch ausgerichtete Schule und die Erziehung der Kinder, heist den Lehrstoff auf Sachlich- und Fachlichkeit prüfen, heist den Lehrern die Liebe bezeugen, heist mit den Kindern zu denken, heist eine neue Zeit mit einer neuen Generation haben zu wollen.
4. Hoffnung für die Welt haben heist für uns Heutige in der DDR, hoffen ohne Krieg, heist jeder Propaganda entgegentreten, die die Beseitigung des Sozialismus propägiert. In der Hoffnung geht es um Leben oder Tod.

5. Hoffnung haben heißt: immer Schritte des Glaubens wagen, heißt: Optimist sein, heißt: Kampf gegen die Götter Angst, Mißtrauen, Haß, Selbsteicherung.
6. So gelebte Hoffnung der Christen ist, ist der Kalte Krieg überwunden, da darf eine anhaltende Befriedung Europas gedacht und gestaltet werden.
7. Die Hoffnung der Christen lebt ohne Ansprüche zu stellen. Sie existiert auf der Basis der Bußfertigkeit. Wir hoffen nicht erst, wenn wir gesellschaftlich geschätzte Hoffende sind und uns der Raum zum Hoffen gesichert wird. Es macht Freude, in der sozialistischen Welt zu hoffen (da ist die Karre aus dem Dreck!).

III. Hoffnung ^{für} die Kirche Jesu Christi in der sozialistischen Welt
Von Christus her gesehen ist die Kirche auf der Seite der Welt zu finden. Sie ist dort auch die von Gott geliebte. Auch für die Kirche dürfen wir hoffen. Hoffnung in der Kirche bedeutet das Wagnis der Neuerung kirchlichen Lebens.

Die wichtigsten Aufgaben in der Gemeinde Christi heute (im Zeichen der Hoffnung):

1. Wir haben neu zu lernen, von der Sendung Jesu Christi her zu denken. Wir sind Gesandte! Unser Herr will, daß wir unseren Glauben im gesellschaftlichen Alltag beweisen und bewähren. Wir müssen wegkommen vom Versorgungsgedanken in der "alten Kirche".
2. In der Sendung der Gemeinde sind heute Dienstgruppen von größter Wichtigkeit. Wir sollten Dienstgruppen auf Zeit bilden (Studiensirkel, Besuchsdienste, Sozialarbeiten). Diese Dienstgruppen bekommen den Auftrag in der Gemeinde und beenden ihren Dienst mit einem ausführlichen Bericht vor der Gemeinde.
3. Es gilt, die Kirchenleitungen in Einzelgemeinden und in der Gesamtkirche zu ändern. Bruderschaftliche Leitung ist vorzuziehen. Von den Gaben her sollten in der Gemeinde die Aufgaben verteilt werden.
4. In der Versammlung der Gemeinde sollten Weltfragen, politische Fragen besprochen werden. Ziel des Gespräches über solche Fragen müßte es sein, den Standort einzelner Christen und den der Gemeinde innerhalb des politischen Geschehens zu finden und den Einsatz zu klären. Die Gemeinde ist der Ort der Klärung.
5. Innerhalb einer säkularisierten Welt sollten die volk-kirchlichen Gewohnheiten abgebaut und überwunden werden. Die Taufe ist Zeichen und Bekenntnisakt der Gemeinde. Es kann nicht angehen, daß Menschen aus Tradition allein die Kindertaufe beibehalten, den Kindern aber innerhalb der Erziehung Christus nicht bezeugen. Neben der Kindertaufe, auf die Eltern und Paten in Taufseminaren vorbereitet werden, sollte die Erwachsenen-Taufe gleichwertig praktiziert werden.
6. In unseren Gemeinden ist ein oekumenisches Gemeindeverständnis zu lehren, zu predigen und zu leben. Auf der Ortsstufe ist mit allen Kirchen, die sich nicht selbst für absolut halten, Gemeinschaft zu pflegen (Austausch von Predigern, gegenseitige Besuche, gemeinsame Aktionen).

7. Ein wesentlicher Dienst in der Gemeinde ist heute die Friedensarbeit. Die christliche Gemeinde kann in der Frage des Friedens nicht neutral sein, weil Gott die Welt liebt und ihre Zerstörung nicht will. In Jesus Christus sind wir freigemacht von uns selber, frei zum Dienst für andere und damit frei zur Übernahme politischer Verantwortung. Es ist Aufgabe der Gemeinde, mitzuhelfen, daß Mißtrauen und Furcht abgebaut werden.

Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist (Bonhoeffer), das ist der Ausdruck ihrer Hoffnung.

Bruno Schöttstädt

Ansprache von Landesbischof D. Mitzenheim auf einem Empfang
in Tabarz (BfG XVII/4 vom 22. Januar 1964)

Am 17. Januar gab, wie die Presse meldete, das Staatssekretariat für Kirchenfragen in Tabarz anlässlich des Jahresbeginns einen Empfang für die leitenden Amtsträger der Evangelisch-Lutherischen Kirche Thüringens an dem von staatlicher Seite neben leitenden Mitarbeitern des Staatssekretariats auch führende Vertreter der Räte der Bezirke Erfurt, Gera und Suhl, von kirchlicher Seite neben den Mitgliedern des thüringischen Landeskirchenrates die Visitatoren der vier Thüringer Aufsichtsbezirke und die Leiter der vier Kreiskirchenämter teilnahmen. Nachdem Staatssekretär Seigewasser in seiner Begrüßungsansprache einen Rückblick auf das Jahr 1963 und einen Ausblick auf das Jahr 1964 gegeben hatte, richtete Landesbischof D. Mitzenheim an die anwesenden Vertreter der Staatsorgane eine Ansprache, deren Wortlaut uns die Pressestelle der Thüringer Kirche zur Veröffentlichung zur Verfügung stellte.

Landesbischof D. Mitzenheim dankte für die Möglichkeit der Begegnung als eines Zeichens dafür, "daß auch im Jahr 1964 zum Besten unseres Volkes das freundliche Sachgespräch über Fragen, die Staat und Kirche gemeinsam angehen, weitergeführt werden soll". Rückblickend äußerte er seinen Dank, insbesondere an den Staatssekretär, "daß Sie für unsere Anliegen immer ein offenes Ohr hatten". Der Landesbischof fuhr dann wörtlich fort: "Bei den Gesprächen, die wir nun seit Jahren mit Ihnen und Ihren Mitarbeitern führen, ging es um drei Gruppen von Themen. Zuallererst konnte ich mit Ihnen Fragen der äußeren Modalitäten des kirchlichen Dienstes besprechen und abstimmen. Angesichts der oft unsatisfakenden Berichterstattung außerhalb der DDR in der westlichen Welt über das kirchliche Leben und besonders über das Verhältnis von Staat und Kirche bei uns in der DDR lege ich großen Wert darauf, zu betonen, daß es bei diesen Gesprächen lediglich um die äußere Durchführung des kirchlichen Dienstes ging. Der Inhalt der kirchlichen Verkündigung und aller kirchlichen Arbeit wird in voller Freiheit von der Kirche allein bestimmt. Wie ich schon wiederholt festzustellen Veranlassung hatte, war es völlig unbegründet, daß von einer in Vorbereitung befindlichen 'Staatskirche' geredet worden ist. Niemand in der DDR will eine Kirche, die irgendwie einer Staatskirche ähnlich werde. Unsere Kirche ist selbständig. Sie hat die Möglichkeit, ihren Dienst zu tun. So konnten auch im vergangenen Jahr eine Reihe von Fragen geklärt werden, die mit solchen äußeren Modalitäten des kirchlichen Dienstes zusammenhängen.

Es sei erinnert an die Klärung der Fragen um die Bibelrüstzeiten der Jugend während der Ferien. Es ist uns wichtig, daß bei der Verhandlung darüber im Hause Ihres Staatssekretariats von allen Beteiligten übereinstimmend festgestellt wurde, daß die Bibelrüstzeiten jugendlicher Gemeindeglieder eine anerkannte Form der freien Religionsausübung ist, die unter dem Schutz der Republik steht. Durch diese klare Aussage wurden Schwierigkeiten schlagartig beseitigt, und wir hoffen, daß in Zukunft Diskussionen über Bibelrüstzeiten nicht wieder auftreten.

Dankbar sind wir auch, daß ich Gelegenheit hatte, mit Ihnen über das in Vorbereitung befindliche Jugendgesetz zu sprechen. Mein Anliegen ist es, in diesem Gesetz unmißverständlich den Grundsatz der Toleranz gegenüber unserer Jugend formuliert zu wissen. Ich freue mich, daß ich auch für dieses Anliegen Verständnis finde.

Ich bin immer dafür eingetreten und werde immer dafür eintreten, daß unsere Jugend und besonders unsere Kinder ungekränkt ihres Glaubens leben können. Wenn Autorität, sei es in der Schule oder sonstwo, oder wirtschaftliche Abhängigkeit dazu mißbraucht wird, die nachwachsende Generation in Gewissenskonflikte zu bringen, werde ich mich immer schützend vor unsere Jugend stellen.

Ferner konnte ich mit Ihnen Fragen besprechen, die - wenn ich einmal ein großes Wort gebrauchen darf - Fragen der Menschlichkeit sind. Als Bischof einer Landeskirche, deren Gebiet an der Grenze zwischen beiden deutschen Staaten liegt, weiß ich, wieviel persönliche schwere Schicksale, wieviel Leid und Kummer in unserer gespaltenen Welt für manchen einzelnen, für manche Familie bestehen. Daß hier mit caritativen Sondermaßnahmen nicht durchgreifend geholfen werden kann, sondern nur durch eine grundsätzliche vernünftige Absprache der beiden deutschen Regierungen das Verhältnis geklärt werden kann, ist mir bewußt. Aber doch gehört es meines Erachtens zu meiner Aufgabe, in Härtefällen, auch wenn sie nicht unmittelbar mit dem kirchlichen Dienst zusammenhängen, dafür einzutreten, daß der Menschlichkeit Rechnung getragen wird, und daß bei aller grundsätzlichen Aufrechterhaltung der Staaträson aus Gründen der Barmherzigkeit Ausnahmen möglich bleiben. Ich danke Ihnen, daß Sie in aller Stille auch in solchen Fragen Verständnis gezeigt haben und manche Hilfe leisten konnten."

D. Mitzenheim ging dann auf Leben und Dienst der Kirche im Zusammenhang mit den großen Fragen des Volkslebens in unserer Zeit ein. "Die Kirche lebt nicht in einem luftleeren Raum. Sie steht mit ihrer Arbeit im Volk und in der Gegenwart. Eine Kirche, die ihrem Volk dienen will - und das will unsere Kirche - kann an den Fragen der Zeit nicht vorbeigehen. Wir stehen in einer Zeit der Wandlungen. Das menschliche Miteinander sucht neue Formen. Ein solcher Umformungsprozeß kann nicht ohne Auseinandersetzungen vor sich gehen. Dabei sehe ich zwei Gefahren, einmal die Gefahr, daß sich unsere Menschen durch ein Mißverständnis kirchlicher Bindungen in einen Widerspruch zur Gesellschaftsordnung hineinsteigern lassen, der nicht im christlichen Glauben zu begründen ist, und dann die Gefahr, daß weltanschauliche gebundene Menschen den Grundsatz der Achtung vor der Glaubensüberzeugung des anderen mißachten und Christentum und Kirche bekämpfen. Im Interesse des Zusammenlebens in unserem Volke müssen beide Gefahren überwunden werden. Es darf der Glaube nicht zur Weltanschauung und die Weltanschauung nicht zum Glauben gemacht werden. Wenn diese Gefahren vermieden werden, bleibt der Weg frei für eine Zusammenarbeit zum Besten unseres Volkes, auch in seinen großen Lebensfragen.

Das wichtigste internationale Ereignis des abgelaufenen Jahres scheint mir das Moskauer Teststopp-Abkommen zu sein. Hier hat zum ersten Mal in einer klaren völkerrechtlichen Konzeption der Gedanke seinen Niederschlag gefunden, daß im Atomzeitalter der Krieg kein Mittel mehr sein kann zur Lösung weltpolitischer Fragen. Wir hoffen, daß diesem ersten Schritt weitere Folgen werden. Darum begrüßen wir es, daß der Vorsitzende des Staatsrates neuerdings dem Bundeskanzler einen Vertrag über den Verzicht auf Kernwaffen vorgeschlagen hat, und hoffen, daß die Verständigungsbereitschaft wächst und daß Gespräche zu vernünftigen Ergebnissen führen.

Daß solche Gespräche zu erfreulichen Resultaten führen können, hat das Berliner Weihnachtsabkommen bewiesen. Eine Politik der Vernunft, angetrieben vom Motor des guten Willens, kann für uns Deutsche endlich den Erfolg herbeiführen, den wir alle erstreben: daß wir uns nicht mehr mit Mißtrauen gegenüberstehen. In meiner Weihnachtsansprache über den Deutschen Fernschfunk habe ich erklärt und werde es immer wieder tun: unser Anliegen ist es, daß zusammenkomme, was zusammengehört. Und dabei bewegt uns allein die Sorge

für die Menschen, die unter der Zertrennung Deutschlands leiden, weil so viele Familienbände unterbrochen sind, und schließlich die Sorge um den Frieden der Völkerwelt. Unser dringender Wunsch ist es, daß das Jahr 1964 ein Jahr der wachsenden Verständigung werde."

Der Dienst des Laien in Gesellschaft und Gemeinde

* Fragen und Antworten von Amsterdam bis Neu-Delhi im Blick auf die Existenz in unseren Verhältnissen.

Es wird heute allenthalben betont, daß die Laienfrage nicht als ein Sonderproblem der Kirche angesehen werden kann, sondern als das Problem. 99 % aller Kirchenglieder sind Nichttheologen, sind in weltlichen Berufen tätig, sie sind also die Gemeinde. Das Laienproblem ist ein Gemeindeproblem, besser: das Gemeindeproblem. Die Frage nach dem Laien stellt die Frage nach der Struktur der Gemeinde im weitesten Sinne des Wortes. Alle Arbeitszweige kirchlichen Lebens werden infrage gestellt. Es könnte sein, daß wir mit unserer Kirche, mit der gesamten oekumenischen Christenheit bald an einen Punkt kommen, der eine zweite große Reform (schon in Amsterdam sprach man von Revolution) im Weltmaßstab verlangt. Es ist jedenfalls nicht die Frage, wie bauen wir den Laien besser in die bestehende Organisation der Kirche ein, wie schaffen wir mit seiner Hilfe eine größere Aktivierung gemeindlicher Veranstaltungen, sondern die Frage geht in die Tiefe: Was ist die Dimension der Gemeinde, was ist das Wesen der Kirche und wie muß es sich im Leben der Glieder in der Welt zeigen?

Natürlich könnte mir kirchlichen Bekenntnissen schnell eine Antwort gegeben werden, aber jede fertige Antwort mit vorgeformten Worten und Erklärungen der Väter würde unser Gespräch zerstören, würde vielleicht sogar die Mission der Kirche verhindern. Wir wissen aus der Welt der Technik, daß es heute auf allen Gebieten um Neuerung geht. Und damit entsteht in der Gesellschaft auch neu die Strukturfrage, denn jedes Neue fordert ein Unternehmen und ein Umwandeln des Bestehenden. Wir sind heute mit der Kirche als Gegenüber zur Welt endlich wieder da. Bislang gab es dieses Gegenüber nicht. Wir sind endlich wieder freie Kirche. Wir können aber nur Kirche sein, wenn wir mit der Welt und in der Welt uns zu schaffen machen, wenn wir wissen, daß Kirche ihren Sinn nur in der Arbeit für die Welt hat (und damit eben für den Herrn Christus), und so muß auch bei uns das Thema "Neuerung" sein. Hier brauchen wir nicht zu kopieren. Im Hören auf die Botschaft Christi in unserer konkreten Situation, im Hören auf den Heiligen Geist in Gemeinschaft werden wir uns zu konfrontieren haben mit der Welt der Neuerung und die Fragen dieser Welt als die uns von

-Gott

Gott diktierten Fragen zu behandeln haben. Gott diktiert uns in der sozialistischen Welt ganz neue Fragen, und wir müssen dieselben klären. Es ist sicher gut, daß es in unserer "klerikalen Kirche mit heidnischem Gepräge und religiösem Konsumdenken" zu keiner spontanen Laienbewegung als einem Gegen-schlag gekommen ist. Es gab Zeiten, in denen die Gefahr dazu groß war. Und alle, die sich heute verantwortlich in Kirche und Welt einsetzen, haben sicher Zeiten gehabt, in denen sie am liebsten aus diesem klerikalen Unternehmen ausgestiegen wären. Wir haben aber erkannt, daß das keine Möglichkeit mehr ist. Auch das Zweite: eine Freikirche aufzubauen und darin nach einem biblischen Verständnis zu arbeiten, sehen wir heute auch nicht mehr als geboten. In den Freikirchen zeigen sich insgesamt heute die gleichen Probleme wie in den Landeskirchen. Vielleicht ist sogar in vielen landeskirchlichen Gemeinden das oekumenische Bewußtsein viel stärker und die oekumenische Diakonie und Mission mehr entwickelt als in den Freikirchen.

Zum Wort "Laie". Diese Vokabel hat immer wieder Anstoß erregt. Besonders bei uns Deutschen ist dieses Wort belastet: Die Sache, um die es geht, ist nicht gelernt. Auf allen Kirchenkonferenzen gab es eine Diskussion um den Begriff "Laie". Er hat sich aber durchgesetzt, und es ist auch schwer, einen besseren zu finden.

In Neu-Delhi wurde gesagt:

"Einige sagen, Laien seien Christen, die nicht ordiniert sind. Andere sind der Ansicht, daß die Taufe eine Ordination ist, und daß alle Christen daher für ein Amt ordiniert sind. Einige sagen, daß Laien diejenigen sind, die ihren Lebensunterhalt in einem weltlichen Beruf verdienen; andere weisen auf die vielen von der Kirche beschäftigten hauptamtlichen Laien hin und auf die besonders ordinierten nebenamtlichen Geistlichen. Einige sagen, Laien sind diejenigen, die keine Theologie studiert haben; andere stellen fest, daß Christen, die hauptamtlich in der Politik, in der Erziehung usw. tätig sind, genauso gut theologisches Verständnis brauchen wie Pastoren oder andere hauptamtlich in der Kirche Tätige. Wir nehmen die Tatsache zur Kenntnis, daß es keinen oekumenischen Konsensus über den Ausdruck "Laie" gibt. Die meisten Ausschußmitglieder betonten die Ganzheit des Laos, der Laienschaft. Wo immer in diesem Bericht und sonst die oben erwähnten Unterschiede innerhalb der Angehörigen

des Laie gemacht werden müssen, um den sich ergänzenden Charakter der verschiedenen Funktionen innerhalb des Leibes Christi deutlich zu machen, dürfen diese nie als Trennung, sondern als die gewachsene Gliederung und Förderung der verschiedenen Gaben und Ämter in dem umfassenden Dienst Christi aufgefaßt werden."

Es geht also um ein tiefes Verständnis und um eine umfassendere Entwicklung der verschiedenen Gaben und Ämter aller Glieder am Leibe Christi. Diese Belebung verlangt zuerst den Einsatz in der Welt: In der Welt müssen wir Gottes Herrschaft entdecken und proklamieren. In Tagungen und Dokumenten wurden die Laien meistens in zwei bis drei Gruppen geteilt. Die Ersten sind die, die ihr Christsein im Beruf, Familie und Staat leben, die Zweiten, die ihre Freizeit ganz dem kirchlichen Gemeindeleben zur Verfügung stellen oder andere als hauptamtliche Mitarbeiter tätig sind. Die zweite Gruppe wird in unseren vorhandenen Kirchen als Kirchenvolk gepflegt und durch traditionelle Methoden in der Ernährung immer unterernährt gehalten. Mit der ersten Gruppe hat man sich bisher wenig oder gar nicht beschäftigt. Und diejenigen, die am meisten Zeit und Arbeit dafür investierten, haben bisher noch nicht Wesentliches erreicht. In dieser Tagung soll es uns mehr als bisher um die erste Gruppe gehen, um den Dienst oder die Arbeit in der Welt, und von daher wollen wir dann fragen, was können wir im Gemeindeleben noch gebrauchen und was nicht oder müssen wir nicht das Ganze fallen lassen? In Neu-Delhi wurde gesagt:

"Christus, das Licht, blieb nicht außerhalb der Welt, um sie von oben her zu erleuchten, sondern er trat in das menschliche Leben ein; besiegte die Finsternis und ließ das Licht von innen her leuchten. Das besagt für uns, daß, wo wir auch in der Welt sind, Gott schon vor uns da ist - das Licht ist schon da. Die Verantwortlichkeit der Laienschaft ist es, als widerscheinende Spiegel und sammelnde Linsen zu dienen, um das Licht in alle Teile des Lebens der Welt hineinscheinen zu lassen. Jeder Christ, der seine Arbeit als einen Dienst ausführt und seine ihm besonders anvertrauten Gaben und Möglichkeiten gebraucht, kann das Licht der Wahrheit Gottes in der Welt, wo er sich befindet, zum Leuchten bringen, wo immer schwierige Entscheidungen zu treffen sind. So wolkenverhangen oder verdunkelt das Licht auch durch die Finsternis der menschlichen Sünde scheinen mag, so hat doch die Finsternis nicht den Sieg davongetragen. Zu oft gibt es eine falsche Unterscheidung zwischen dem "Religiösen" und dem "Weltlichen"

lichen". Eine negative Auffassung des weltlichen Bereichs als eines Ortes, wo das Licht nicht scheint, ist geeignet, die Glieder der Kirche in ein selbstgebautes Ghetto einzuschließen. Es ist nötig, mit Wort und Tat die Tatsache zu betonen, daß die ganze Schöpfung Gott gehört und der Schauplatz seines Gerichtes, seiner Gnade und seiner Herrlichkeit ist".

"Der Zeuge Jesu Christi lebt in der Welt, weil Jesus Christus in der Welt lebt - vor uns schon immer da ist. Wir bringen ihn also nicht erst in die Welt - mit unserem "Rede-Zeugnis" oder durch unsere Anwesenheit, sondern er ist vor uns da. Alles weltliche Geschehen geschieht unter seiner Herrschaft. Und wir haben als Christi Zeugen zuerst ihn in der Welt an Werke zu sehen und etwas widerzuspiegeln von seiner Herrschaft. Dann werden die anderen uns fragen, und dann werden wir ihn auch mit dem Munde bezeugen müssen: - Gott ist der Herr der Welt, und wir entdecken die Welt als die seine, "die Welt mit den alten und neuen Verhältnissen, mit den umwälzenden Veränderungen, mit dem Kampf der jungen Völker um rassische Gleichberechtigung, wirtschaftliche Gerechtigkeit und nationale Würde", mit der Herrschaft der sozialistischen Arbeiterparteien, mit Volkseigenen Betrieben, Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften, Volksgütern und sozialistischer Bildung. Die Welt ist Gottes - die Welt der Säkularisierung und des Lebensstandarddenkens in Ost und West, die Welt der Atomwissenschaft und Anwendung.

Es gehört zum Zeugendienst, daß der Zeuge sich seinen politischen Standort klar macht. Nicht daß er mit dem Evangelium dann Politik machen kann, sondern um diese politisch-geschichtlich gewordene Welt zu verstehen - vielleicht besser zu verstehen als diejenigen das können, die die "Werke in der Hand haben" - und in ihr ein Zeichen aufrichten zu können von der Herrschaft unseres Gottes. - Wir haben zu sehen, wie die Menschen um uns den Tod nicht mehr so sehr fürchten wegen des Gerichts und der Höllestrafe, als vielmehr deswegen, weil er ihrem Lebensgenuß in dieser Welt ein Ende setzt und sie von einem anderen Leben nichts wissen". Der Mensch um uns lebt vorwiegend als Materialist, der sein Leben und seine Zeit im Konsum verbringt - unser Zeitgenosse ist der Konsum-Genosse. Auch er gehört unter Gottes Herrschaft.

Und nun ist es die Frage an alle Zeugen Christi: Haben wir nicht zuviel von Gott geredet und zu wenig von der Welt? Haben

wir unsere Dienste nicht oft als Mittel zum Zweck verstanden, um den Menschen von Gott zu erzählen? Waren unsere Evangelisationen nicht so angelegt: Menschen anzuwerben und ihnen dann "das Wort" zu sagen? Haben wir unsere Mitmenschen nicht oft als Objekt behandelt, die mit Kirchenmethoden einzufangen sind? Wenn wir Gottes Welt sehen: sehen und empfinden wir dann auch z.B. die Marxisten als seine Kinder?"

Es geht um Solidarität und damit um eine Neueinschätzung des Dienstes des Laien, dies zieht dann von selbst eine Neueinschätzung des Pfarramtes nach sich. Je höher die Auffassung vom Dienst des Laien ist, desto höher ist die Auffassung vom Dienst der "Amtsträger". In der solidarischen Existenz kann es nicht um Methode gehen, um den methodischen Versuch der Neuerung, es kann nur Hingabe gewagt werden, ein Folgen Jesu Christi in den weltlichen Dingen, ein Entdecken seiner Passion in den Organisationen unserer Tage. Auch hier ist das Gespräch möglich und nötig. Nur jeder Frömler und Besserwisser wird gemieden oder verlacht. Es muß der Versuch gewagt werden, die Beziehung zum Nächsten in der Mitverantwortung in den Organisationen zu leben. Natürlich ist es eine Gefahr, daß die Apparate über uns kommen, aber wir können in dieser Welt nur leben und anderen zum Leben helfen, wenn wir in technischen Lebensverhältnissen einsteigen und ein promenschliches Leben wagen. Unser Glaube sollte uns freimachen zum Handeln in weltlichen Sachen. Heinz-Jürgen Schältz hat es so formuliert:

"Solidarität hat nichts mit Anbiederungsversuchen zu tun, die uns die Welt mit Recht übelnimmt, sie ist die Haltung des Verzichts auf Distanzierung. Unserer abendländischen Kirche wohnt eine tiefe Tendenz zur Nichtsolidarität inne, da ihr allenthalben der Mut zum Dasein in ihrem Zeitalter fehlt. Sie existiert hier, weil sie muß. Glaube heißt aber: mit Gott Schritt halten."

Es ist die Frage an uns, ob wir in Christus uns wirklich zu einem befreiten weltlichen Weltsein verstehen. Das wird sich nicht in einem einmaligen Verhalten zu zeigen haben (so wie der Evangelist alten Stils einmal auftritt), sondern in unserem ganzen Dasein.

Wie können wir solidarisch leben? 1.) Es ist sachliche Mitarbeit notwendig, und dies wird auch unter der Gesellschaft gewünscht. 2.) wir benötigen ein Bewußtsein, eine Grundhoffnung, die uns Zusammenhänge sehen läßt und immer wieder Mut zum Neueinsatz gibt.

3.) Wir

- 3.) Wir werden auf unsere Arbeitsgruppe zu achten haben und darin persönliche Beziehungen pflegen.
- 4.) Wir sollten alle Arbeit gleichwertig betrachten, die Unterschiede zwischen Arzt und Müllabfahrer gelten vor Gott nicht, es sollte auch von Christen Zeichen geben, daß körperliche Arbeit adelt.
- 5.) Es müßte unsere Aufgabe sein, die Hierarchie im Betriebsleben überwinden zu helfen und damit ein falsches Trachten nach dem weißen Kittel oder weißen Kragen.
- 6.) Wir haben besondere Verantwortung auf uns zu nehmen
 - a) bei Hausbesuchen im Auftrage des Betriebes,
 - b) in Produktionsberatungen,
 - c) als SV-Bevollmächtigte,
 - d) als Vertrauensobmänner,
 - e) als Gewerkschaftssekretäre,
 - f) in der Sozialabteilung ganz allgemein.
- 7.) Sehr wichtig ^{ist} ~~sind~~ für uns das Zeugnis des Laien in Familie und Freundschaft. Es muß überlegt werden, ob nicht gerade die zwischenmenschlichen Beziehung in Familie und Freundschaft neu gestaltet werden müssen. Auf jeden Fall ist hier ein guter Übungsplatz für das Leben mit dem "Du".
- 8.) Wir sollten uns mühen, als Staatsbürger in einem schöpferischen und aufbauenden Sinn mitzuarbeiten. Im Blick auf die Gesellschaft wird es notwendig sein, daß wir um die Verantwortung einer Gruppe wissen. Hier können wir auch ein neues Verständnis für die Führungskräfte gewinnen.

Dieses Leben in der Solidarität können wir aber nur führen, wenn wir von Christus erfaßte Menschen sind, wenn wir zu ihm in ein persönliches Verhältnis gekommen sind und nun in einer konkreten Situation Schritte wagen. Es ist das Geheimnis des Rufes Christi, daß er den sofortigen Gehorsam fordert, und ein langes Überlegen schadet, bringt auch meistens Fehlentscheidungen. Von Graham Green stammt das Wort: "Herr, es ist ja nicht schlimm, daß Du Menschen rufst, schlimm ist es, daß Du ihnen nie Zeit zum Überlegen läßt". Und das wissen wir doch: "wenn wir gehorcht haben, folgt eine unaussprechliche Freude, die in keinem Verhältnis zu dem steht, was wir getan haben". Natürlich gehört das Leiden in der Welt dazu, es kann zwar nicht gesucht werden,

aber

aber es wird sich auf jedem Weg des Dienstes einstellen. Auf einer oekumenischen Tagung in Boldern wurde gefragt: Was heißt es, der Leidlinie der Passion Christi folgen?

In allen oekumenischen Verlautbarungen wird deutlich, daß alle Frömmerei schadet, die Rede als Zeugnis oft nicht das erste Wort sein kann, sondern "die Haltung und Lebensweise, die zu Rückfragen und dann zur Möglichkeit des Antwortgebens führt" (1. Petrus 3, 15). In Boldern stand die Frage: Wie weit hat die Solidarität zu gehen? Was könnten wir hoffen, wo es menschlich nichts mehr zu hoffen gibt? Und aus den Berichten unserer Gruppenbrüder wissen wir, wie die modernen Menschen gerade nach der Hoffnung fragen und in falschen Hoffnungen krank und irre werden. Gehört darum zum Weltdienst nicht immer die nüchterne und reale Einschätzung der Situation? Gehört zur Hoffnung des Christen nicht eine große politische Arbeit? Doch zu all dem braucht es die Gemeinschaft, die Bruderschaft, in der Weltfragen besprochen werden können. Im Leben in der Hingabe hält keiner allein durch. Jetzt braucht es andere in Christus, und das Leben der Menschen muß durchdacht und mit Beten und Hören begleitet werden.

Den Weltbrüdern kommen viele Fragen: Wie hat unser Kompromiß in unserem Leben auszusehen, zu dem wir genötigt werden? Wie müssen wir uns verhalten, wenn in unserer Arbeitsgruppe etwas gefordert wird, was nach unserer Überzeugung gegen ein Leben in Liebe und gegen das erste Gebot ist? Müssen wir in bestimmten Situationen der Gesellschaft nicht den Rücken kehren? Diese Fragen sind sicher sehr allgemein. Es geht um das Leben im Rhythmus von Einsatz und Ruhe oder von Solidarität und Distanz. Es geht nicht, daß wir uns mit weltlichen Brüdern beraten über unseren Dienst, es sei denn, diese Brüder haben mit Christus angefangen und prüfen sich in seiner Gegenwart. Martin Buber sagt: Der Mensch hält die Du-Beziehung nicht durch, sie muß wieder zur Es-Beziehung werden, jegliche Beziehung mündet wieder in Distanz. In der Gemeinschaft derer, die Christen sind, muß geklärt werden, ob unsere Schritte die rechten waren. Hier haben wir uns zu stellen, hier werden wir auch von allem Schmerz, den wir uns im Einsatz geholt haben, gereinigt; hier bekommen wir Medizin, wenn wir krank geworden sind. Heute ist es manchmal noch so, daß Pioniere der Gemeinde, wenn sie zurückkehren, mit viel mehr Schmutz beworfen werden als in der Welt. So ruft unser Einsatz nach dem rechten Gottesdienst, nach der Versamm-

lung

lung für unsere Dienstgruppe. Und hier sind wir auch beim zweiten Fragenkomplex: Die Änderung gemeindlichen Lebens wäre ein Hören auf den Gottesdienst der Boten in der Welt und damit zugleich eine gesellschaftliche Tat.

Die Strukturen unseres Gemeindelbens sind weithin von gestern, somit leben unsere Christen in den Gemeinden auch weithin als gestrige. Sie kleben

- a) an einem veralteten Weltbild,
- b) an einer vergangenen Gesellschaftsordnung,
- c) Sie vertrauen blindlings denen, die sie in der Kirche führen (oder geführt haben),
- d) sie wehren sich gegen die Übernahme echter Verantwortung.

Junge Christen, die sich in der Welt einsetzen, haben daher kaum noch ein Verständnis für solch Kirchleben, in dem nur einige wenige Lokomotive spielen und die andern sich schleppen lassen, bzw. sich sagen lassen: "So war es einmal!" Sie wehren sich gegen die Auffassung, als sei die Kirche der Ort, wo sie ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen können. Sie haben keine religiösen Bedürfnisse, es ist auch nicht ihre Hoffnung, Laienprediger zu werden oder gar Laienhelfer, Hilfstrupp des Herrn Pfarrer zur Belebung seiner geistlichen Aufgaben. Sie wollen Funktionsgruppe sein, "Kampfgruppe" ohne die bisherigen kirchlichen Ämter und Titel. Sie möchten auch die pastorale Sprache gar nicht erst lernen, weil sie gesehen und gehört haben, wieviele Laien durch die Pfarrerschaft kirchlich verdorben und klerikalisiert wurden. Sie fragen nach Atmosphäre in den Versammlungen, sie wünschen sich Theologen, die bereit sind, mit ihnen zu lernen, vielleicht auch von ihnen. In dieser Bruderschaft in Christus sind sie auch bereit, mitzuleiten und zu lernen, z.B. wie man Diskussionen führt, sie übernehmen Besuchsdienst, insgesamt gesehen wollen sie Partnerschaft und wehren sich gegen alles, was "von oben" angeordnet wird. Sie wollen die Kirche neu miterbauen und nicht Statisten sein zur Belebung "des kirchlichen Sitzstreiks". In solchen Kreisen ist es nicht schwer, die Gespräche über die Predigt zu führen und das Herrenmahl als Gemeinschaftsmahl zu feiern. Und es ist auch nicht schwer, mit diesen Brüdern eine Gemeinde zu leiten, einen Gottesdienst vorzubereiten und durchzuführen. Allen aber ist klar, in den bisherigen Formen der Kirche sind wir wenig oder gar nicht vorbereitet für den Dienst. Dienst war ja bisher weithin nur Kirchgang. Nun muß ein neues Denken

vom Dienst einsetzen. Hierfür gilt es, Laien auszubilden. Es wird der Schrei nach einer echten Laientheologie laut, die auch von Laien weitergegeben werden kann. Wir brauchen Laien, die mit anderen in Nachbarschaft und Hauskreisen die Bibel lesen. Wir brauchen auch wieder Hausväter, die in ihrer Familie die Zeichen der Zeit verantwortlich deuten und die ihren Kindern bei Weltanschaulichen Gesprächen standhalten können. Wir brauchen Rüstzeiten für Familien, in denen gemeinsam gelebt und nachgedacht wird ("10 Gottesdienste bisherigen Stils ersetzen nicht eine 3-tägige Rüstzeit"). Schon in Amsterdam wurde gesagt: "Laien sind da und warten darauf, als Glieder in der Kirche mitwirken zu können." - "Der Aufbau einer Kirche hängt davon ab, wie weit den Laien möglich ist, an ihrer Leitung teilzunehmen. Es wäre wichtig, im Gottesdienst das Ein-Mann-System aufzugeben. Warum können wir nicht Laien kurz zu Worte kommen lassen, damit sie sich vorstellen und von sich und ihrem Tun in der Nachfolge erzählen, warum können wir sie nicht beten lassen? Hört Gott nur die liturgisch richtig geformten Gebete? Sollten nicht auch Laien die Gebete für Gottesdienste formulieren, immer wieder neu formulieren?

Die Grundstruktur unserer Gemeinden sollte bestimmt sein von dem Bewusstsein: Gott in Christus für die Welt. Wenn dieses der Fall ist, dann lernt die Gemeinde, neu unterwegs zu sein zu den Menschen, mit den Brüdern und Schwestern in besonderer Gemeinschaft und mit Pfarrern, die ihr Amt als Dienst verstehen. Das Hauptproblem sind in unseren Gemeinden oft gar nicht die Christen, die versorgt werden wollen, sondern die Pfarrer, die nichts als Versorgungsdienst gelernt haben. Somit haben Laien die Aufgabe, Pfarrer menschlich zu machen, sie in jeder Beziehung zu entkrampfen. Von Frankreich wurde berichtet: Nach der Feststellung eines Psychiaters liefert der Pfarrerstand erschreckend viele Patienten für Psychiater und Psychologen. Der betreffende Arzt meint, daran sei allein die Isolierung schuld. Bei uns weiß man Ähnliches schon von Theologiestudenten. Wo müssen wir nun bei Amtsbrüdern mit der Therapie anfangen? Drei einfache Ratschläge:

- 1.) nicht unbedingt Nachsagen, was Pfarrer vorsagen (schon gar nicht nachmachen);
- 2.) die Pfarrbrüder als einfache Glieder der Gemeinde ansprechen, sie aber dennoch zu konkreten Fragen ihr Wissen fordern.
- 3.) Die Pfarrer aufsuchen und mit ihnen über die Predigt sprechen.

Wir haben den Theologen zu helfen, damit Gemeinde für die Welt lebt. Vielleicht sollten wir ihnen besondere theologische Aufgaben stellen: z.B. "Das Verständnis des Laien in der Kirchengeschichte" oder "Moral nach dem Neuen Testament" oder "Mann und Frau in der Moderne und nach biblischem Zeugnis".

Wir sehen: Bei der Frage nach dem Zeugnis der Laien handelt es sich nicht um eine bloße methodische Änderung, damit Laien in das Gemeindeleben eingebaut werden können, es handelt sich vielmehr um eine Dimension, um die missionarische Dimension der gesamten Kirche Christi. Wenn wir Christus in der Welt folgen, ihn dort an Werke sehen, dann laufen wir frohen Mutes zurück in die Gemeinde und berichten von seinem Tun. Unser Gottesdienst wird ein Fest. Wir freuen uns auf Gottes nächste Handlung, die wir erleben, und wir vertrauen auf seine Treue. Wir beten ganz anders als vorher.

In der DDR gibt es zur Zeit durch die neuen Arbeitszentren eine Bevölkerungsbewegung. Dabei kommen auch Christen in alle diese Gebiete. "Gott schüttelt das Salzfaß und zerstreut die Christen überall in den Teig." Es muß uns daran liegen, und es muß unsere Hauptaufgabe werden, mündige Christen zu bekommen, die ihr Zerstreutwerden als Aufgabe verstehen. Wir dürfen unsere Bruderschaften und Gruppen nicht zu Cliquen werden lassen, es müssen ständig Freunde neu gesandt werden. Das Pfarramt als Versorgungsbetrieb ist von uns nicht mehr zu verantworten. Die Frage ist: Wie packen wir eine Neuorganisation an? Wie begegnen wir z.B. den modernen Nomaden auf den Baustellen oder denen, in der modernen Wohnstadt. Unsere Parochien sind in Großstädten und in Industriezentren am Ende. Hier kann man nicht nur zur Kirchlichkeit rufen und den Glauben an dieser Kirchlichkeit messen. Es muß uns mit den wenigen in der Gemeinde um eine "heilige Weltlichkeit" gehen, und dafür brauchen wir die Stärkung im Geiste des Herrn in der Gemeinde. Es gibt schon viele Pfarrer, die den Versorgungsbetrieb nur noch wenig betreiben, ihre Hauptzeit für kleine Gruppen verwenden und diesen zum verantwortlichen Handeln in der Gesellschaft helfen. Ihnen muß Hilfe kommen. Mit ihnen zusammen sollten wir Übungsplätze, Zentren für Weltdienste entwickeln. Wir brauchen dringend

1. Laien-Institute, in denen Gesellschaftsfragen, Fragen des Weltbildes, der Geschichte, des politischen Tagesgeschehens, des biblischen Zeugnisses, des Betriebslebens, der Ehe und

Familie

Familie, der Freundschaft und der Kunst besprochen werden;

- 2.) Pfarrerkurse, in denen den Brüdern geholfen wird, die Dimension des Zeugnisses und Dienstes für das Gemeindeleben zu bekommen, in denen sie Gesprächsführung lernen, sich klarmachen, wie eine charismatische Gemeinde aussieht und somit konkrete Fragen aus ihrer Praxis diskutieren;
- 3.) Familienräten, in denen mit Alt und Jung gemeinsames Leben geübt wird;
- 4.) Hausgemeinschaften, in denen bruderschaftliches Leben und Opfern gelernt wird, in denen ebenso zu konkreten Lebensfragen der einzelnen wie den allgemeinen politischen Fragen gearbeitet wird. Diese Gemeinschaften benötigen einen Zusammenschluß auf regionaler Ebene;
- 5.) sollten wir mehr und mehr versuchen, mit einer Gruppe eine Gemeinde zu führen (Team-Pfarrämter).

Wir werden in Zukunft viele freie Pfarrstellen bekommen, Pfarrer werden aussterben wie der Hausmädchenstand bereits ausgestorben ist. In vielen Gebieten werden die Kirchen Museen werden, und junge Menschen werden sich weniger als bisher zur Museumspflege aufraffen.

Diese unsere Zeit ist aber die große Zeit unseres Gottes, in der er uns sicher dabei haben will als solche, die um seinetwillen den Weg antreten, den er gegangen ist. Und so besteht Hoffnung, daß diese kleinen Gemeinden aus einer viel größeren Kraft leben als bisher. Wir dürfen uns weiterhin Mut machen zum Experiment, zum waghalsigen Leben in der Nachfolge unseres Herrn.

Ein Prager Gemeindepfarrer hat von Gemeindegliedern Sätze formulieren lassen:

- 1.) Wir wollen die Gemeinde als einen Ort des Bibelstudiums, des Gebets, des gemeinsamen Arbeitens und Lebens bilden.
- 2.) Wir wollen unsere Gemeinde als eine Familie der Generationen bilden und eine neue Schicht der Gemeinde vorbereiten.
- 3.) Wir wollen nicht nur für das Zentrum der Gemeinde sondern auch für die Diaspora sorgen.
- 4.) Wir wollen Beziehungen zwischen der Muttergemeinde und den Stationen festigen.
- 5.) Wir wollen das Bewußtsein der oekumenischen Zusammengehörigkeit und Sendung der christlichen Gemeinde in heutiger Zeit vertiefen.

35 x

Arbeitsbericht der Gruppe I

Wie leben wir verantwortlich in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen?

(~~Freie~~ ~~de~~)

1.) Mitarbeit von Christen in unserem Staat scheitert immer wieder an dem Vorbehalt, daß die Mitarbeit im Sozialismus eine Stärkung des Atheismus bedeutet.

Wir haben festgestellt: Angst vor der Übermacht des Atheismus bedeutet Unglaube. Der Atheismus kann immer nur durch den Glauben überwunden werden. Indem wir als Christen in der sozialistischen Gesellschaft mitarbeiten, stellen wir ihren Atheismus in Frage.

2.) Zu unserer gesellschaftlichen Gegebenheit gehört es, daß wir in einem deutschen Teilstaat - in der DDR - leben. Dies ist die Folge einer weiter zurück reichenden geschichtlichen Fehlentwicklung.

Wir haben festgestellt, daß zu einer realen Beurteilung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse die Bestimmung des historischen Standortes notwendig ist. Hieran haben wir noch zu arbeiten. Dabei müssen u.a. folgende Fragen bedacht werden:

- a) Inwiefern stehen wir in der heutigen deutschen Situation vor dem Erbe der deutschen Geschichte in den letzten Jahrhunderten?
- b) Wie weit ist diese Situation davon mitbestimmt, daß ^{niemals} in Deutschland eine Revolution siegreich zu Ende geführt wurde?

Wir können die eigene Standortbestimmung nur in dem Bewußtsein vornehmen, daß wir an der deutschen Schuld der Vergangenheit mittragen.

3.) Wir haben festgestellt, daß weiterhin die Angst besteht, in unserer Gesellschaft mitzuarbeiten, weil man meint, durch diese Mitarbeit für all das in unserer Gesellschaft auch Geschehene und Geschehende Unrecht mit verantwortlich zu sein. Es fällt schwer, hier eine Antwort zu finden. Wir müssen folgendes immer wieder bedenken: dürfen wir passiv bleiben, um reine Hände zu haben? Können wir vielleicht nicht durch unsere Mitarbeit Unrecht verhindern?

4.) Wir meinen, daß zu unserer Verantwortung ein bestimmtes Maß an Vertrauen gehört. Vertrauen ist persönlich gebunden. Es heißt, daß wir in jedem Funktionär den Menschen sehen sollen, den Gott gemeint hat. Es ist menschlich verständlich, daß wir durch erlittene Enttäuschungen immer wieder resignieren. Trotz aller Enttäuschungen, die wir erleben, sollten wir ~~denen, auf~~ ^{denen, auf} der als erste Vertrauen entgegen bringen. Vertrauen ist eine von Gott geschenkte Kraft, die durch uns Ereignis werden muß. Hier hat die Gemeinde einen besonderen gesellschaftlichen Auftrag von dem lebendigen Herrn. Nur im Glauben an diesen Herrn, der niemand aufgibt, kann die Resignation überwunden werden. Politisches Engagement bedeutet niemals nur die Frage an den einzelnen, sondern zugleich die Frage an die Gemeinde. Ohne Gemeindebindung muß politisches Engagement unerträglich werden.

liq

5.) Das Dilemma unserer Gesellschaft ist, daß wir es in ihr überwiegend mit Opportunisten zu tun haben. Der "Untertan" von früher ist der Opportunist von heute. Wir wissen nicht recht, wie wir den Opportunisten zu einer besseren Haltung verhelfen können. Wir meinen aber, daß unser Zeugnis ist: wir wollen keine Opportunisten sein, weil wir so der Gesellschaft am besten dienen.

6.) Bei der Frage nach der Solidarität haben wir uns mit 1. Kor. 9, 19-23 beschäftigt. Wir haben gefragt: Können wir den Kommunisten wie ein Kommunist werden? Als Antwort haben wir gefunden, daß wir uns ehrlich bemühen sollten, den Standpunkt des Marxisten von seinen Voraussetzungen zu verstehen und mit ihm solidarisch zu sein. Zu dieser Solidarität mit ihm gehört, daß wir seine Not zu der unseren machen. Genau genommen, bin ich mit ihm schon solidarisch, weil auch ich nur ein von Gott angenommener Gottloser bin. Wir können Solidarität nur praktizieren, wenn wir an einer konkreten Stelle anfangen mitzuarbeiten: BKK, Altersarbeit in der Schule, Versammlungen der Kommunalgemeinde, NAW, Ernteeinsätze, gesellschaftliche Arbeit im Betrieb (Gewerkschaft, SV, Produktionsberatungen). Dabei müssen wir deutlich machen, daß es uns darum geht, tatkräftig zu helfen.

7.) Es folgen einige noch sehr unfertige Überlegungen, die wir uns zum Begriff "sozialistisches Bewußtsein" gemacht haben. Für diesen Begriff gibt es verschiedene Deutungen. Wir wollen darunter verstehen: bewußter Staatsbürger der DDR sein. Sozialistisches Bewußtsein ist nicht nur auf das SED-Parteimitglied beschränkt.

Bei sozialistischem Bewußtsein darf an keiner Stelle der Mensch als verantwortlich denkender und Handelnder ausgeklammert werden. Jeder ist für die ganze Gesellschaft in seinem Lebensbereich persönlich verantwortlich.

100
7. März 63

Taufpraxis anders als üblich

I. Vorgeschichte

Hier soll von einer neuen Taufpraxis berichtet werden, die in einigen Gemeinden in der DDR geübt wird. Der Zeitraum für die Erfahrungen mit dieser Neuregelung ist kurz und überschreitet nirgends zwei Jahre. Nur die allgemeine Hilflosigkeit veranlaßt uns, schon jetzt davon zu berichten. Dabei sei ausdrücklich festgestellt, daß wir keine neue Theologie der Taufe geben können und auch nicht in die aktuelle Auseinandersetzung zwischen Kindertaufe und Mündigkeitstaufe eingreifen wollen. Die gegenwärtig allgemein geübte Taufpraxis mit Eltern- und Patengespräch nach kurzfristiger Taufanmeldung erscheint uns noch nicht dem Ernst der Taufe angemessen, ebenso die an vielen Orten in den sogenannten Hauptgottesdienst aufgenommene Taufe. Beide Maßnahmen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß aufs Ganze gesehen bei den Eltern und Paten nichts in ihrem Verhältnis zur Kirche geändert wird, sondern es sich nur um eine neue einmalige Berührung mit der Gemeinde handelt. Unter dem Druck des Tauftermins sind die Voraussetzungen zu einem echten Gespräch äußerst ungünstig. Die Eltern und Paten sind oft bereit, alles zu versprechen, ohne es ernsthaft halten zu wollen, weil sie die Taufe des Kindes unter allen Umständen zu erwirken suchen und Taufgespräch und Taufort als unumgänglich in Kauf nehmen. Von diesen Erkenntnissen sind wir ausgegangen, als wir dazu kamen, nur noch wenige (zwei oder drei) Tauftermine im Jahr (z.B. Pfingsten und 1. Advent) festzulegen und damit ein intensives, meist halbjähriges Vorgespräch mit den Eltern und nach Möglichkeit auch Paten zu führen. R. Bohren sagt (Unsere Kasualpraxis - eine missionarische Gelegenheit?, Theol. Existenz heute, Heft 83): "Die Kasualpraxis ist als Praxis unwahrhaftig geworden und muß daher als Praxis geändert werden. Solange die Praxis so ist, wie sie ist, solange können wir so textgemäß reden, wie wir wollen, wir werden grundsätzlich nicht textgemäß verstanden werden..... Es gibt Situationen, die das Wort torpedieren und neutralisieren, weil das Wort selber vor seinem Gesprochenwerden die Veränderung der Situation erfordert." Die Verantwortung für die Änderung der Taufpraxis in einer Gemeinde kann nicht allein vom Amtsträger wahrgenommen werden. Die ganze Gemeinde, alle verantwortlichen Mitarbeiter sollten darüber Bescheid wissen, ihr Einverständnis erklären und die Neuregelung unterstützen.

II. Tauftermine

Wenn die Gemeinde die Verantwortung für die Taufe wahrnehmen soll, muß deutlich werden, daß sie bei der Taufhandlung unmittelbar beteiligt ist. Deshalb gehört die Taufe in den Gemeindegottesdienst. Je nach Zahl der Gemeindeglieder und der durchschnittlichen Taufanmeldungen sind eine bestimmte Anzahl von Taufgottesdiensten zu vereinbaren. Bei Festlegung der Tauftermine sollte man sich davon leiten lassen, möglichst viel Zeit zwischen der

Anmeldung und dem Vollzug der Taufe zu gewinnen, um so ein unbelastetes Gespräch führen zu können. Der Tauftermin kann je nach der Situation (Großstadt, Dorfgemeinde) vom Gemeindevorstand vorgeschlagen oder in gemeinsamer Übereinkunft mit den Taufeltern festgelegt werden. Man sollte soviel Termine vorschlagen, daß in einem Gottesdienst nicht mehr als zehn Kinder getauft werden, um ein gegenseitiges Kennenlernen und Gespräch der Eltern zu ermöglichen. Andererseits sollte es soviel Termine geben, daß immer mehrere Täuflinge zusammen die Taufe empfangen und genügend Zeit zur Vorbereitung bleibt. Bei allen Gemeindevorstandssitzungen müßte diese Regelung bekannt gegeben und auch erläutert werden.

III. Unsere Vorarbeit für diese Taufregelung

1. Grundsätzliches

Die Vorbereitung auf die Taufe sollte nicht Taufkatechumenat genannt werden, weil darin zu stark der Charakter des Lehrhaft-Schulischen und zu wenig die Möglichkeit des offenen Gesprächs mit freier Entscheidung (zum Taufverzicht) gegeben ist. Zur Vorbereitung der Taufe gehören zwei Dinge: einmal die Besuche bei den Taufeltern und zum andern die Einladung zu mehreren gemeinsamen Abenden. Es sollte angestrebt werden, daß Gemeindeglieder, die selbst jüngere Väter oder Mütter sind, diese Besuche machen und an den gemeinsamen Zusammenkünften teilnehmen. Mit diesen Besuchen wird deutlich, es handelt sich bei der Taufe nicht um einen individualistischen Akt, sondern um eine gemeindebezogene Handlung. Das persönliche Kennenlernen ist dabei sehr wichtig. Bei den gemeinsamen Abenden ist die Taufe als Gaben und Aufgabe deutlich zu machen.

2. Themen für die Abende

- a) Wer ist Kirche?
(Wer Kirche sagt, meint sich selbst)
- b) Taufe als Aufnahme in die Gemeinde
(Taufe als Inkorporation in die Gemeinde Jesu Christi)
- c) Einübung im Glauben
(Erziehungsfragen, Gebete, Lieder)
- d) Taufvollzug, Tauffragen, Taufformular

3. Vorbereitung auf die Themen

Wir arbeiteten keine Referate zu den Themen aus, sondern bedachten die Möglichkeiten, ein Gespräch darüber in Gang zu bringen und zu leiten. Es zeigte sich, daß provokatorische Fragen die Gesprächsteilnehmer am besten aus ihrer Reserve lockten. Dazu die Beispiele, die wir im Gespräch erarbeitet haben und hier nur skizzenartig wiedergeben können:

- a) Wer ist Kirche?
An wen denkt man, wenn heute von Kirche gesprochen wird?
Feststellung: Die Kirche sind immer die andern
Wer ist denn eigentlich Kirche (z.B. am betreffenden Ort)?
Feststellung: Wer Kirche sagt, muß sich selbst meinen.
Wie äußert sich dies bei uns?
- b) Taufe als Aufnahme in die Gemeinde
Warum lassen Sie Ihr Kind taufen?
Wenn es nach Ihren Wünschen geht, was sollte Ihr Kind dann werden?
Was würden Sie dazu sagen, wenn Ihr Kind Pfarrer wird?
Feststellung: Das versprechen sie eigentlich
- c) Einübung im Glauben (christliche Erziehung)
Wer übernimmt Einübung im Glauben?
(Eltern, Paten, Glieder der Gemeinde, evtl. Katechet, Pfarrer; Bild des Trainers, Sachkenntnis, selbst Aktiver)
Wo geschieht Einübung im Glauben?
(zu Hause und in der Gemeinde, Gemeindegemeinschaften)
Wie geschieht Einübung im Glauben?
(Beispiel; Anleitung zum Gebet, Kenntnis und Mitteilung biblischer Lehre)
Erörterung der Hilfsmittel
(Schild des Glaubens, Leporellos, Gesangbuch, Bibel, Erzählungen)
- d) Taufvollzug, Tauffragen, Taufformular
Nach Möglichkeit Einladung zu einem Taufgottesdienst
Besprechung des Gottesdienstablaufes und der Taufhandlung auch in seinen Äußerlichkeiten.
Nochmalige Vorlage der Tauffragen

Es erscheint uns äußerst schwierig, das Geschenk der Taufe (Taufe als Gnade) in einem Gespräch im Rahmen der angegebenen Beispiele zu diskutieren (das Evangelium kann nicht aus den Menschen herausgefragt werden). Wir haben deshalb an den Gesprächsabenden versucht, die Taufgnade deutlich zu machen.

IV. Auswertung

Die Besuche und Gesprächsabende, die in zwangloser Form stattfanden, erschienen den Teilnehmern sinnvoll. Dies zeigte die Beteiligung und die oft große Aufgeschlossenheit bei den Zusammenkünften. Nach unserer Meinung konnten viele Mißverständnisse über die Taufe beseitigt werden. Inwieweit ein wirkliches Verständnis der Taufe gewonnen und positive Schlußfolgerungen gezogen wurden, ist schwer einzuschätzen. Allerdings kam es zu wirklichen Entscheidungen. In einem Ort meldeten sieben Taufeltern zwei Elternpaare nach Besuch der Abende ihr Kind zunächst von der Taufe ab, ohne jetzt die Kindesweihe in Anspruch zu nehmen. Sie begründeten ihren Rücktritt mit der Bemerkung: "Wenn ich die Tauffragen mit ja beantworte, würde ich heucheln!" Beide Elternpaare sind zu weiteren Gesprächen bereit. Dies hatte durchaus keine negative Rückwirkung auf die andern Taufeltern und die Gemeinde. Der Weg, die Gemeindeglieder zu echter Entscheidung zu führen, hat sich nach unserer Meinung als gangbar erwiesen. Es bleibt abzuwarten, ob es zu einer regelmäßigen Teilnahme der Eltern am Leben der Gemeinde kommt.

Zur Psychologie des Atomkrieges

(von Fritz Katz)

aus „Verständnis u. Freude“ Febr. 63

Im 19. Jahrhundert konnte verkündet werden, daß Gott tot sei. Im 20. Jahrhundert kann man mit größerer Berechtigung sagen, daß der Mensch tot ist. Was den Menschen menschlich macht, was ihn vom Tier unterscheidet, die Vernunft, die die Triebe kontrolliert, ist im Begriff, verloren zu gehen. Die räumliche und zeitliche Grenzenlosigkeit der Atomaffenwirkung sprengt alle bisherigen menschlichen Dimensionen. Der Atomkrieger ist zu einem gefühllosen Roboter, zu einem ethischen Nihilisten geworden. Sein Tun ist nicht bewußt grausam, aber es hat alles lebensvoll Menschliche, alles geistig Gesunde, alles Vernünftige verloren. Wer den Versuch macht, sich in diesen Sachverhalt hineinzuversetzen und sich die Folgen auszumalen, der wird von Entsetzen gepackt. Aber die Masse der Zeitgenossen steht diesem schauerlichen menschlichen Degenerationsprozeß ohne Begreifen, ohne Verstehen, ohne Widerstandswillen gegenüber. Dabei kann mit Sicherheit gesagt werden, daß kein Volk und keine Regierung den Atomkrieg will. Trotzdem werden alle Kräfte darauf konzentriert, diese Wahnsinnstat vorzubereiten und möglich zu machen. Wie kann so etwas geschehen?

Die Atomombe ist autonom geworden. Ein simples atomares Wettrüsten geht automatisch weiter. Man versucht, der Existenz der Atomaffen dadurch Sinn zu verleihen, daß man ihre abschreckende Wirkung als das einzige geeignete Mittel zur Verhütung des Atomkrieges bezeichnet. Theologen sprechen von "suchtvollem Besitz" von Atomaffen, welcher moralisch vertretbar sei. Darin äußert sich eine erschreckende Unkenntnis der im Menschen verborgenen unbewußten Triebkräfte und ihrer dämonischen Gewalt.

Was ist normal im Atomzeitalter?

Die Menschheit befindet sich in einer die ganze Welt bedrohenden atomaren Anpassungskrise. Diese Erkenntnis muß in das allgemeine Bewußtsein eindringen, und daraus müssen die notwendigen praktischen Folgerungen gezogen werden. Das führt zu der Frage, welche Verhaltensweise im Atomzeitalter als normal anzusehen ist. Normal bedeutet ursprünglich, was einer ethischen Norm entspricht, was also aus ethischen Gründen sein oder geschehen soll. Heute ist daraus ein rein statistischer Begriff geworden. Heute bestimmt der Durchschnitt die Norm. Was die Mehrzahl der Menschen tut, ist richtig. Das moderne Erziehungsideal ist der "welladjusted citizen", der Konformist. Dieser Normalitätsbegriff wird unbrauchbar, wenn die Gesellschaft selbst krank ist und an eine plötzlich grundlegend geänderte Wertsituation nicht mehr angepaßt ist. Dann gerät nämlich die Menschheit in Gefahr, an ihrer eigenen Normalität, d.h. an dem, was bisher als normales Verhalten galt, zugrunde zu gehen. Eine Gattung, eine Rasse muß als entartet bezeichnet werden, wenn sie systematisch an ihren eigenen Untergang arbeitet. Schon immer war der Krieg in der Auffassung der großen Religionen ein Frevel. Im Zeichen der Wasserstoffbombe aber wird er zur Verrücktheit, zur Geisteskrankheit. Der Unterschied zwischen einem Verbrecher und einem Geisteskranken ist nämlich der: Der Verbrecher schädigt die Gesellschaft, der Geisteskranke schädigt sich selbst. Das Wesen der Atomdrohung läßt sich treffend darstellen durch die den Gegner zugerufene Ermahnung: "Entweder bist du brav oder ich bringe u n s u n!"

Die Gefahr der pervertierten Triebe

Will die Menschheit weiterleben, so muß sie einen neuen Normalitätsbegriff entwickeln und ihn zur Richtschnur praktischen Handelns machen. Normal kann nur ein Verhalten sein, das lebenserhaltend und, gemessen an der strengen Wirklichkeit, geistig gesund ist. Der Lebenserhaltung kann angesichts der heute gegebenen militärischen Mittel, nur noch ein Verhalten dienen, das die Aggressivität beherrscht. Die größte Gefahr liegt darin, daß dem Aggressionstrieb des Menschen heute Waffen mit unbegrenzter Zerstörungskraft zur Verfügung stehen. Dadurch wird die allgemeine Vernichtung heraufbeschoren. Der ursprüngliche biologische Sinn des Aggressionstriebes geht verloren. Der Trieb entartet zur Sucht. Der normale Mensch der Gegenwart ist bereit, das Leben der ganzen Menschheit und sein eigenes dazu sinnlos zu vernichten.

Aber auch ein anderer Trieb, der Elterntrieb, ist pervertiert. In der Natur ernähren und beschützen die Eltern ihre Jungen. In alten Zeiten wurde der stärkste und Tapferste Herzog und Führer, der sich gegebenenfalls im Zweikampf für sein Volk einsetzte und aufopferte. Heute werden sich die Herrschenden im Ernstfalle in einen atombombensicheren Bunker begeben, während die junge Menschheit, und leider nicht nur sie, für sie sterben muß. Damit aber wird der biologische Unsinn klar: Selbst wenn alle Eltern sich für ihre Kinder opferten, so würde doch die Gattung weiterleben, wenn aber alle Kinder sich für die Eltern opfern, dann muß die Gattung aussterben.

Das sinnlose Treiben der Atomrüstung wird heute zur unbewussten Kriegssucht. Wie kann man aus diesem Teufelskreis herauskommen? Die Wettkampfsituation läßt sich vorläufig nicht aufheben. Aber man könnte sie in vernünftige Bahnen lenken. Da es absolut keinen Sinn mehr hat, in der Konstruktion der stärksten Atombomben und der weitestreichenden Raketen zu wettkämpfen, sollte man um den Siegenpreis ringen, wer am besten Wästen bauen kann, wer die stärksten Kraftwerke baut, wer die reichsten Renten für die hungerrnde Welt erzielt.

Die drohende Gefahr des Atomtodes wird in verhängnisvoller Weise durch den in jedem Menschen unbewußt vorhandenen Todestrieb vergrößert. Dieser Selbstvernichtungstrieb ist meistens mit heiligen Schuldgefühlen kombiniert. Auch der Atomrüstung, der gefühllose Mörder, hat unbewußte Schuldgefühle. Aber er projiziert sie auf einen Gegner und suggeriert seinem Volke, daß die anderen an allem Übel schuld sind. Friedensstörer ist immer nur der andere.

Die Bedeutung der Bergpredigt

Aufgabe der Psychotherapie muß heute sein, die Lebenslügen und Illusionen der Menschen aufzudecken. Als Norm kann nur noch das anerkannt werden, was das Leben fördert. Es ist falsch, seinen "Way of life" mit allen Mitteln, auch um den Preis der Menschheitsvernichtung, verteidigen zu wollen. Man muß den "way of life" als einen "way to life", einen Weg zum Leben, erkennen. Vernünftiges Ziel aller Mühen kann nur das Leben selbst sein. Der Zweck, das Leben, darf also nicht für die Mittel geopfert werden. Eher müßte man bereit sein, für das Leben notfalls die Mittel, den "way", d.h. den hohen Lebensstandard zu opfern.

Leider ist es nun so, daß der Durchschnittsmensch lieber zugrunde geht, ehe er auf seine Norm verzichtet. Nimmt man ihm die Norm, so verliert er seinen Halt. Die Norm schützt ihn vor der unerträglichen Unendlichkeit der Wahrheit. Darum verteidigt er seine Norm mit dem Leben und ist bereit, auch andere hierfür zu töten. Es muß also unbedingt gelingen, neue Normen zu entwickeln, die ein Überleben der Menschheit ermöglichen. Wie sie beschaffen sein sollten, ist nicht schwer zu sagen. Was sich bisher nur den wahrhaft Gläubigen offenbarte, das erkennt heute der Wissenschaftler und Arzt mit den Mitteln der Logik und der Vernunft, nämlich: Die Lehren der Bergpredigt sind nicht mehr weltfremde Utopien, sondern sie sind über Nacht zu den einzigen Realpolitischen Regeln geworden, die die Menschheit vor dem Untergang bewahren können. Diese Erkenntnis aber kann nur von einem neuen Menschentyp praktiziert werden, der Überragende, schöpferische Intelligenz mit einer Kindhaftigkeit verbindet, die in der Erde nicht wie bisher das zu erobernde Weib, sondern die gütige Nährmutter aller Menschenbrüder sieht.

Veraltete Aussagen über den Krieg.

Fassen wir zusammen. Man hat gesagt, der Krieg sei die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Man hat ferner gesagt, der Krieg sei in der Natur des Menschen begründet, darum sei er ähnlich wie ein Naturereignis unvermeidbar und unausrottbar. Beide Aussagen bedürfen im Atomzeitalter einer Revision. In der ersten Aussage wird der Krieg als ein beabsichtigtes Ereignis, als ein Ergebnis logischer Überlegungen aufgefaßt. Aber selbst, wenn man annimmt, daß Politik mit dem Verstande gemacht wird, muß man feststellen, daß Atomkrieg nicht mehr die Fortsetzung irgendeiner Politik, sondern das unwiderrufliche Ende jeder Politik bedeutet. Außerdem sind die modernen Massenvernichtungsmittel keine Kampfmittel mehr, sondern nur noch Untergangsmittel, weil sie in ihrer Zerstörungswirkung über jede sinnvolle Zweckbestimmung hinausgehen. Man kann mit ihnen politisch und militärisch nichts mehr bezwecken, weil nach ihrer Anwendung jede weitere Zwecksetzung aufhört.

Die zweite Aussage spricht von der Natur des Menschen und meint damit seine unbewußten Triebe. Sie übersieht jedoch die Rolle der menschlichen Verantwortung. Krieg ist kein Naturereignis. Krieg wird von Menschen gemacht und belädt sie mit Schuld. Beide Aussagen über den Krieg sind veraltet und haben im Atomzeitalter keine Gültigkeit mehr. Es macht keinen Unterschied im Endergebnis, ob man den Krieg nun als eine andere Form der Politik oder als ein unvermeidbares Naturereignis auffaßt - in beiden Fällen vergißt man die Bedeutung und Aufgabe der Vernunft. Weder der Verstand allein noch die Triebe allein dürfen die Handlungen der Menschen bestimmen. Der Mensch bekam das Geschenk der Vernunft, um beide - Verstand und Triebe - zu kontrollieren. ^{Ers} das macht ihn wirklich zum Menschen.

Die atomare Anpassungskrise ist eine Feuerprobe für die Menschheit, und zwar für jeden einzelnen von uns. Wir haben die Freiheit des Geistes. Wir können wählen. Das Leben oder den Tod. Wenn wir richtig wählen, dann dürfen wir das Triebhafte, das Egoistische in uns selbst nicht mehr lieben und nicht höher bewerten als die in anderen. Wir sollen unseren Nächsten lieben wie uns selbst. Wir sollen uns von einer stürmisch weiterentwickelten Technik nicht überwältigen lassen, wir sollen uns nicht entmenslichen lassen. Denn wenn erst der Mensch in uns tot ist, dann wird auch sehr bald der äußere, der leibliche Tod, der Atomtod folgen. Darum laßt uns als wahre und ganze Menschen den Leben dienen.

A b s c h r i f t

Bericht des von der Kirchenleitung eingesetzten Ausschusses über Tauflehre und Taufpraxis

Nachdem Brüder im Amt unserer Kirchenprovinz sich mit schwerwiegenden Bedenken gegen die Übung der Kindertaufe in unserer Kirche an die Kirchenleitung gewandt hatten, setzten Bischof und Propstkonvent einen Ausschuß ein, der über die Tauflehre und die Taufpraxis in der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen ein verantwortliches Gespräch führen sollte.

An der Arbeit des Taufausschusses haben teilgenommen:

Rektor von Rohden als Vorsitzender
OKR Ammer
Senior Dr. Schröter
Landesjugendpfarrer Steinacker
Pfr. Müller, Wahrenbrück
Pfr. Dr. Falcke

Wir sind im Zeitraum von 1 1/2 Jahren zu 7 2tägigen Sitzungen zusammengetreten und legen hiermit folgendes vorläufige Ergebnis unseres Gespräches vor.

A. Taufwahrheit (res sacramenti)

1. Die Säuglingstaufe ist ebenso wie die Mündigentaufe die eine wahre Taufe, wie sie im Befehl des Herrn begründet ist, im NT bezeugt und im Nicänum bekannt wird.
Zwischen Säuglingstaufe und Mündigentaufe besteht wohl ein Unterschied der Taufordnung, die aber in beiden Fällen (und unter gewissen noch zu nennenden Voraussetzungen) Ordnung der einen wahren Taufe ist. Die Unterscheidung von Taufwahrheit und Taufordnung ist fundamental, weil sie eine Gestalt der Unterscheidung von Gotteswerk und Menschenwerk, von Evangelium und Ceremonie ist.
2. Die Säuglingstaufe ist ebenso wie die Mündigentaufe gültige und darum unwiederholbare Taufe.
Es ist unter uns kontrovers geblieben, ob die Säuglingstaufe ein recte administrare der Taufe ist, oder die Taufwahrheit durch sie eo ipso oder doch unter bestimmten kirchlichen Verhältnissen verdunkelt wird.
Es besteht aber unter uns Einmütigkeit darin, daß die Säuglingstaufe - wie sie als Taufordnung auch zu beurteilen sein mag - die Taufwahrheit und d.h. den Indikativ der Taufverheißung nicht aufhebt, sondern ihn wie die Mündigentaufe ein für allemal über den Täufling aufrichtet.
3. Die Gültigkeit und Unwiederholbarkeit der Taufe gründet darin, daß in ihr der dreieinige Gott nach seiner Verheißung selber und darum kräftig am Täufling zu dessen Heil handelt.
Sind wir darin einig, daß die Taufe darum unwiederholbar ist, weil in ihr Heilshandeln Gottes am Täufling geschieht, so gehen unsere Meinungen darin auseinander, wie dieses Handeln Gottes nach dem NT und in kritischer Sichtung der kirchlichen Tradition verstanden werden muß.
Wir sind zu folgenden Präzisierungen und Differenzierungen gekommen:
4. Indem die Kirche tauft, vollzieht sie den Gehorsamsakt gegenüber dem Befehl ihres Herrn, durch den sie zugleich aufgerufen ist, es ihm zu überlassen, daß und wie er aus ihrem ohnmächtigen Werk der Wassertaufe die rettende und erneuernde Wiedergeburt am Heiligen Geist mache.

- a) Die einen unter uns sind bewegt von der nicht nur reformierten, sondern reformatorischen Sorge, durch ein sakramentales und instrumentales Verständnis der Taufe können die Herrschaft und Freiheit des Herrn, des Geistes und des Wortes an einem von der Kirche zu handhabenden Ritus abgegeben werden, und es könne so zu dem Versuch einer menschlichen Bemächtigung des Heils kommen. Durch die Behauptung einer im Vollzug der Taufe sich eo ipso ereignenden Koinzidenz des Handelns Christi und der Kirche werde die Letztere faktisch zum Christus prolongatus.
- b) Die anderen unter uns können demgegenüber nur auf den Taufbefehl verweisen, von dem her allein dieser Gefahr so zu begegnen ist, daß die neutestamentlichen Aussagen über die Kirche als Werkzeug und als Wirkungsbereich des Geistes nicht verkürzt werden. Indem die Kirche den Taufbefehl ihres Herrn überliefert und ihm gehor- sam auf den Namen des dreieinigen Gottes tauft, bestreitet sie sich selbst alle Eigennächtigkeit in diesem Tun und bezeugt sie Christus als den Herrn, der nicht nur einmal diesen Befehl gab, sondern auch über dessen Vollzug allein der Herr ist, dem die Kirche nur zur Verfügung stehen kann. Indem die Kirche auf den Tod Christi tauft, bezeugt sie sich selbst als den in den Tod gegebenen Leib Christi, der darauf angewiesen ist, aber auch darauf traut, daß der erhöhte Herr in ihrer Schwachheit mächtig ist. Indem die Kirche mit Wasser tauft, handhabt sie nicht geistes- mächtig ein ihr zuhandenes Heilsinstrument, weil, wo und wann es ihr gefällt, sondern beugt sie sich unter die geschichtliche Verborgenheitsgestalt der Offenbarung und bezeugt sie ihre und des Täuflings Geistbedürftigkeit. Gerade so und nur so handelt sie als die eschatologische Heilsgemeinde, die ihre Existenz in Christus und im Geist hat (und der gerade darum der Geist nicht als mittelbarer Besitz zur Verfügung steht), geistesgegenwärtig.
5. Die res der Taufe, ihre Heilswahrheit und Kraft, ist der gekreuzigte und auferstandene Christus selbst.
- a) Die einen unter uns fürchten, daß durch das Verständnis der Taufe als "Sakrament" und also als "Heilmittel" an dessen Gegenständ- lichkeit sich der Glaube halten solle, die Einmaligkeit, Aus- schließlichkeit und ungreifende Vollgenugsamkeit der Menschwerdung, Kreuzigung und Auferstehung Christi, die keiner Zueignung, Aktuali- sierung und Repräsentation durch die Kirche bedürfen, angetastet werden, weil in der so verstandenen Taufe eine zweite causa oder gar Quelle des Heils behauptet wird.
- b) Die anderen unter uns entgegen dem, daß uns das Christusgesche- hen in seiner unwiederholbaren Einmaligkeit und seiner unantast- baren Ausschließlichkeit und Vollgenugsamkeit nicht anders als Heilsgeschehen begegnet, als daß der auferstandene Herr im Heute durch das verkündigte Wort vom Kreuz und ebenso durch Taufe und Abendmahl sich und sein Werk uns mitteilt (im doppelten Sinn von Mitteilung und Anteilgabe) und unsere gesamte Existenz in das Heilsgeschehen hineinzieht. Gerade das eph hapax des Kreuzes und der Auferstehung Christi wird durch die Einmaligkeit der Taufe bezeugt. Zugleich wird ihr universaler Charakter nur von der Universalität des Kreuzes und der Auferstehung Christi her verständlich. Wiewohl das Christusgeschehen für mich ganz und gar außer mir ist und bleibt, ist es doch gerade als solches ein Mitsein Christi mit mir und ich bin mit ihm, ja geradezu ein Insein Christi in mir und ich in ihm. So spricht Gal 2, 20 von der gegenseitigen Existenzübereignung des Sohnes Gottes an mich: Er gab sich mir, damit ich meinem alten Ich sterbe und dem Sohn Gottes lebe. Denn an meiner Statt, für meine Person starb er der Sünde und lebt er mit mir und in mir für Gott.

Die Taufe wirkt also, was Kreuz und Auferstehung wirken: gerettete neue Existenz vor Gott.

Einer das Kreuz Christi entleerenden und lästernden eigenständigen Heilsmächtigkeit der Taufe ist dadurch gewehrt, daß die res und vis der Taufe nicht aus einer Sakramentstheorie abgeleitet, sondern allein im Kreuz und in der Auferstehung Christi gesehen werden, woran allein sich zu halten der Glaube durch die Taufe aufgerufen und ermächtigt wird.

Der Ausschuss konnte sich auf den Satz einigen, der verschiedener Akzentuierung in den beiden angegebenen Richtungen offen ist: Die res der Taufe ist der Gekreuzigte und Auferstandene selbst.

6. Das Handeln des dreieinigen Gottes in der Taufe ist als Wortgeschehen zu verstehen. Die Taufe ist eine Gestalt des Evangeliums, unterschieden aber untrennbar von der Gestalt des Evangeliums in gepredigten Wort.
 - a) Die einen unter uns betonen um der Einmaligkeit und Ausschließlichkeit des Heilsgeschehens in Christus willen, daß die Taufe nur vergewissernden Charakter habe. Sie ist in Gestalt einer Zeichenhandlung Zeugnis von dem auf Golgatha vollzogenen Tod unseres alten, verlorenen und verdammten Menschen und der am 3. Tage geschehenen Auferweckung des neuen Menschen. Nur insofern in der Taufe Christus selber in der Kraft des Heiligen Geistes von sich zeugt, vollzieht sich in der Taufe Heilsgeschehen s. These 3). Eine zweite, auch nur abgeleitete Heilsursprünglichkeit, die über ihren Zeugnischarakter hinausgeht, darf ihr nicht zugeschrieben werden.
 - b) Die anderen unter uns räumen ein, daß das NT - wiewohl es die Taufe kräftigt bezeugt und sie für alles andere, nur nicht für heilsunwirksam erklärt - aufs Ganze gesehen in einer ganz anderen Breite und weit kräftiger am Evangelium interessiert ist. Aber die Verkündigung des Evangeliums, das Kerygma, ist nach dem NT selber Heilsgeschehen. Als die Proklamation des Sieges Christi ist es kräftiges Geschehen (dynamis Theou), in dem "das Evangelium selbst die Erscheinung und Gegenwart des Christus ist" (J. Schniewind, "Die Begriffe Wort und Evangelium bei Paulus", Diss. Bonn 1910, S. 93, vgl. im Sachregister "Wirkungsmacht"). Diese Gegenwart ist entscheidungstätigkeitsreiche Realität für Glauben und Unglauben zur Rettung oder zum Gericht. Gerade vom Wort her ist die Taufe zu verstehen als wirksame Ereignis des Evangeliums, des Evangeliums nicht allein von Jesus Christus, sondern Jesu Christi selbst, des "erscheinenden und gegenwärtigen" gekreuzigten und auferstandenen Herrn.
7. Die Wahrheit der Taufe ist die Bezeugung eines kräftigen Indikativs, dessen Kraft und Wirksamkeit von Gott her durch keinen Ungehorsam des Menschen aufgehoben werden kann, und sie ist zugleich die Bezeugung eines ebenso unaufhebbaren Imperativs, in dem allein die Wahrheit der neuen Existenz in Christus sich zeitigt.

Es ist zu beachten, daß das NT an keiner Stelle eine Tauflehre entfaltet, sondern über die Wahrheit der Taufe in den Zusammenhängen einer ethischen Paränese spricht, die die neue Existenz des Christen entfaltet.

 - a) Die einen unter uns sehen daher in der Taufe die Proklamation meines in Christus geschehenen Todes (Röm. 6). Für sie gehört die Taufe in den Bereich der Ethik und ist darum ein im Gehorsam zu vollziehendes Werk des Menschen (vgl. 1. Petr. 3, 21).
 - b) Die anderen unter uns unterstreichen ebenso kräftig den mit der Taufe gegebenen Imperativ, in einem neuen Leben zu wandeln, vermögen aber den Ermöglichungsgrund dieses neuen Gehorsams immer nur in dem ein für allemal in der Taufe geschehenen Handeln Gottes zu sehen, dessen Tröstung über alle Anfechtungen des Unglaubens und des Ungehorsams hinausreicht und darum uns zu täglicher Neue und

Buße und zum täglichen Hervorgehen des neuen Menschen ermächtigt und ermutigt. Sie können daher über die Wahrheit der Taufe nur so reden, daß sie den Indikativ des Heilshandelns Gottes unüberhörbar betonen, ehe sie den daraus täglich neu sich ergebenden Imperativ ebenso unüberhörbar aufnehmen.

B. Der Taufbrauch (usus sacramenti)

8. Die Taufe kann nur vom Glauben zum Heil ergriffen werden, und sie fordert den Glauben heraus, weil sie als Wortgeschehen und als Stiftung eines personalen Gemeinschaftsverhältnisses zwischen dem dreieinigen Gott und dem Täufling auf dessen Glauben zielt.

- a) Von diesem gemeinsamen Satz aus werden von einigen unter uns schwerwiegende Bedenken gegen die Säuglingstaufe geltend gemacht.

Nach der Lehre Luthers und der Bekenntnisschriften muß auch bei der Säuglingstaufe die Taufe von Glauben d.h. fide propria et praesente infantium empfangen werden, weil sie sonst überhaupt nicht empfangen wird, sondern als bloß potentiellles Angebot über dem Täufling hängen bleibt. (Was nicht Glaube ist, tut nichts dazu, empfängt auch nichts", Großer Katechismus). Glaube, der die Taufe in ihrem Vollzug heilvoll empfängt, ist Gott rechtgebender Glaube, passive Rechtfertigung Gottes (Luk. 7, 29, s. Luther, Römerbrief-Vorlesung zu Röm. 3, 4). Solches Rechtgeben ist Geschenk Gottes, durch das Wort vom Kreuz hervorgerufen. Gott erkennt solche passive Rechtfertigung Gottes als Gerechtigkeit an. Das Kreuz, das Wort vom Kreuz und der durch dasselbe hervorgerufene Gott rechtgebende Glaube sind die Voraussetzungen für den Zuspruch der Rechtfertigung in der Taufe. Mag dies alles in der überzeitlichen Schau Gottes gleichzeitig haben, so hat es doch bei seinen in der Zeit existierenden Geschöpfen auch zeitlich Vorausgesetztes und Nachfolgendes. So sagt Luther, Glaube müsse in oder sogar vor der Taufe da sein, und Taufe auf zukünftigen Glauben könne es nicht geben. Es ist wichtig festzustellen, daß in der Rechtfertigungslehre (in deren Zusammenhang die Taufe nur recht gesehen werden kann) Gott Glauben voraussetzt (d.h. er setzt ihn, und: er erwartet ihn), den er als Gerechtigkeit vor ihm selbst rechnen kann.

Da wir Luthers Lehre von der fides infantium nicht mehr nachvollziehen können - dasselbe zeigt sich auch bereits an den Abschwächungen dieser Lehre in der Orthodoxie seit Melancthon -, drängt uns gerade Luthers Tauf- und Rechtfertigungslehre zur Mündigentaufe.

Die Säuglingstaufe fällt aus der reformatorischen Relation von promissio und fides, in die auch die Sakramentslehre der Bekenntnisschriften eingeordnet ist, heraus, wenn man nicht zu der theologischen Konstruktion der fides infantium seine Zuflucht nehmen will. Die reformatorische Lehre von der fides als dem usus sacramentorum weist hin auf das spezifische Donum der Taufgüte und somit auf die Notwendigkeit einer dieser Gnade angemessenen Begegnung, eines dieser Gabe angemessenen Empfanges, einer Beziehung sui generis, so daß die Notwendigkeit des Glaubens den geschlossenen Kreis des Heilserpfanges anzeigt und einer Verdinglichung der Gnadengabe wehrt. Die Säuglingstaufe aber, die Wesens- und Glaubensbrauch der Taufe trennt, führt zu einer gefährlichen Verkürzung und Verdunklung des Sakramentsbegriffs.

Die Taufe ist als signum, als verbum visibile für die Augen des Täuflings bestimmt, der im Glauben die Taufe begehrt. Der Glaube ist dabei nicht als Werk des Menschen verstanden, sondern als Werk des erwählenden und berufenden Herrn.

Indem die Kirche bei der Mündigentaufe den Täufling befragt, respektiert sie den Herrn, der durch sein Wort zum Glauben beruft *ubi et quando visum est eo* (vgl. These 4 a). Weil die Kirche bei der Säuglingstaufe dies unterlassen muß, steht sie in der Gefahr, über den verfügenden Herrn verfügen zu wollen und eine fiktive Kirchlichkeit zu erzeugen und zu pflegen, wodurch die Gemeinde in einen großen Kreis von Getauften und einen kleinen Kreis von Gläubigen aufgespalten wird. Dies gilt umso mehr, als die Taufe nach dem NT als Ordination zur aktiven Gliedschaft am Leibe Christi zu verstehen ist. Die Säuglingstaufe ist aus diesem Grunde unangemessene Ordnung der Taufe.

- b) Die Meinung derer unter uns, die auch angesichts des notwendigen und untrennbaren Zusammenhangs von Taufe und Glauben gerade um des recht verstandenen Taufglaubens willen an der Säuglingstaufe als einer möglichen Ordnung der Taufe festhalten wollen, geht vom Glaubensbegriff aus. Der Glaube kann sich selbst unter dem Wort Gottes nur als Schöpfung Gottes verstehen, als Gottes Befreiungswerk an dem *servum arbitrium*, dessen selbstaufgebrachter Glaube - sei er auch religiös und ethisch noch achtbar bewährt - vor Gott als Scheinglaube offenbar wird, mit dem sich jener der Mittelkeit, dem Hochmut, der Sicherheit und der Verzweiflung überantwortete Mensch nur in die Hölle glauben kann. Der Rechtfertigungsglaube hat das Gerechtfertigtsein, der Kindesruf "Abba, lieber Vater!" die Gotteskindschaft, der personale Glaubensakt das Personsein vor dem dreieinigen Versöhnergott zur Voraussetzung wie zum Gegenstand. Der Glaube ist theologisch und d.h. in seinem Wesen nur von seiner Quelle und seinem Gegenstand her zu verstehen. In Christus allein besteht der Glaube als in seiner hypostasis (Hebr. 11, 1), Substanz, Standfeste, oder er besteht überhaupt nicht und ist nicht rechtfertigender Glaube, sondern Gesetzeswerk. Im "persönlichen" Glauben zerbricht die ethische Person und wird die geschöpfliche Person der kaine Ktisis, die vor Gott ewiglich lebt. So beruht der Glaube auf dem Existenzwandel, der dem Getauften in seiner Taufe wirksam bezeugt ist, und so geht die Taufe dem Glauben sachlich und darum möglicherweise auch zeitlich voran. Der zeitlich vorangehende Glaube, der nach der Taufe verlangt, erweist sich darin als wahrer Glaube, daß er sich nicht als disposition und conditio zum Taufempfang und die Taufe nicht als sein Buß- oder Heiligungswerk versteht, sondern weiß, daß er auf die Taufverheißung nur antworten kann und ganz und gar der Taufe bedarf, um etwas zu sein. So wird das "Allein" durch den Glauben (Röm. 3, 28; Mk. 16, 16) durch die Unmündigentaufe als solche nicht eingerissen und durch die Mündigentaufe als solche nicht aufgebaut. Im Gegenteil kann die Taufe in beiderlei Ordnungsgestalt dazu dienen, einen selbstherrlich personalistischen Irrglauben (*liberum arbitrium*) einzureißen und auszuwurzeln, dagegen den allein rettenden, in Christus persönlichen Glauben (*servum arbitrium*) erst recht aufzubauen und einzupflanzen und damit die "Substanz" persönlichen Glaubens zu wahren.

Mit diesem Verständnis des Verhältnisses von Taufe und Glaube ist die eigentliche Intention des lutherischen Begriffs vom Glauben und vom *usus sacramenti* aufgenommen, wenn die Lehre von der *fides infantium* auch nicht einfach übernommen wird.

Der Wortcharakter des Sakraments und der personale Charakter des Gottesverhältnisses ist in der Säuglingstaufe insofern gewahrt, als der personale Akt der Antwort und also des Glaubens in dem Personsein vor Gott gegründet, das wiederum darin besteht, daß Gott den Menschen in der Taufe, weil in Christus, und in Christus, weil in der Taufe zu seinem Du erwählt und ihn als sein Du anredet, um dann mit ihm reden zu können. Die Säuglingstaufe widerspricht also nicht der Personalität des Gottesverhältnisses, sondern ist eine

Weise ihrer Begründung. Sie bezeugt den Geschenkcharakter des Personseins vor Gott und ist so ein kräftiger Ausdruck der theologisch notwendigen Korrektur des philosophisch-ethischen Personbegriffs. Die reformatorische Relation von promissio und fides meint nicht eine temporale Gleichzeitigkeit von Wort und Glaube und fällt nicht mit ihr. An der Gleichzeitigkeit von Taufe und Glaube hängt weder die Gültigkeit noch die Heilswirksamkeit der Taufe, weil sie als Handeln des Christus am Täufling ein personales Gemeinschaftsverhältnis begründet und ihre Wirkung daher nicht im Augenblick des Taufvollzuges beschlossen ist.

Es wird den Vertretern der unter a) dargestellten Bedenken eingeräumt, daß die Säuglingstaufe eine Ordnungsgestalt der Taufe ist, in der die große Gefahr liegt, Taufe und Glaube ebenso wie Taufe und Verkündigung auseinanderzureißen. Jene wiederum räumen - ohne ihre Bedenken gegen die Säuglingstaufe und ihr Tendieren auf die Mündigentaufe preisgeben zu können - ein, daß die Säuglingstaufe ebenso wie die Mündigentaufe dem Wesen nach eine Gestalt der einen wahrhaftigen Taufe sein können, die einmal vollzogen, unwiderholbar ist. Jedoch gewinnt die im Vollzug zunächst noch unwirksam gebliebene, "leider nicht recht empfangene" (Luther, Gr. Kat.) und nur als Angebot Gottes ergehende Säuglingstaufe ihre Wirksamkeit erst mit dem Kommen des wortgewirkten Glaubens. Daher sollte eine Taufe, die nur als Angebot Gottes ergeht, an Säuglingen nicht vollzogen werden.

C. Die Taufordnung (administratio sacramenti)

9. Von Wesen und Gültigkeit des taufgestaltigen Evangeliums her gesehen, also im Reich der schriftgebundenen Wahrheitsgewissen, ist die unterschiedslose Taufe Mündiger und Unmündiger bleibende Wahrheit der Kirche und kann daher in ihr die Mündigentaufe ebenso wie die Säuglingstaufe als Angebot verkündigt werden. Wann die Säuglingstaufe und wann die Mündigentaufe innerhalb der Gemeinde geübt wird, ist eine Frage des Taufbrauchtums und kann daher also nur im Reich des Ordnungsgewissens der Kirche entschieden werden.
10. Ist die Selbigkeit von Säuglings- und Mündigentaufe hinsichtlich des Wesens und der Gültigkeit der Taufe Grundlage einer Säuglingstaufordnung der Kirche, so ist deren Hauptmaßstab und Kriterium die Zusammengehörigkeit von Sakrament und Wort, Taufe und Verkündigung. Voraussetzung für eine verantwortliche Übung der Säuglingstaufe ist unter diesem Gesichtspunkt das Dasein einer Gemeinde, in der und durch die Verkündigung des Evangeliums geschieht. Der Taufbefehl ist ein Teil des Missionsbefehls. Kann die Kirche auch zu keiner Zeit über den Heiligen Geist, der den Glauben schafft und wachsen läßt, verfügen, und kann die Kirche auch zu aller Zeit und unter allen Zeitumständen auf das Wirken des Geistes hoffen und trauen, so ist sie doch an den Verkündigungsauftrag gebunden, der ihr anvertraut ist und in dessen Vollzug der Heilige Geist über sie verfügen will, damit der Glaube aus der Predigt komme. So ist verantwortbare Übung der Säuglingstaufe nur möglich zusammen mit der Wahrnehmung des Verkündigungsauftrages an den Getauften.

Von hieraus wären Fragen an die Praxis der Nottaufe zu stellen.

Kann eine Kirche oder eine Gemeinde in den ihr von Gott gesetzten Grenzen ihrer Verantwortlichkeit dessen nicht mehr gewiß sein, daß sie den Verkündigungsauftrag an den getauften Kindern gerecht werden wird, so wird sie wohl das Angebot der Säuglingstaufe in Einheit mit dem Angebot und Anspruch des ganzen unverkürzten Evangeliums weiter verkündigen, sie hat dann aber nicht mehr die Vollmacht, mit Kirchenzuchtmaßnahmen zur Säuglingstaufe zu drängen.

11. Denjenigen Gemeindegliedern, die die Taufe ihrer eigenen Kinder nicht meinen verantworten zu können, sondern diese auf ihre Taufe vorbereiten wollen, ja auch den Pfarrern, die es um der Liebe willen und der Mahnung an die Gemeinde von Gottes Wort her für geboten halten, die Taufe ihrer eigenen unmündigen Kinder aufzuschieben, sollte die Kirche den Taufaufschub und also die Mündigentaufe freigeben. Die Kirche wird mit diesen ihren Gliedern in der einen Kirche zusammenleben und in dem Bekenntnis der einen Taufwahrheit verbunden sein, sie wird auch solche Pfarrer als berufene Diener am Wort in Amt der Kirche anerkennen, wenn sie mit ihnen eins ist, daß Säuglingstaufe wie Mündigtaufe hinsichtlich ihres Wesens wie ihrer Gültigkeit Ordnungsgestalten der einen wahren Taufe sind.

In jedem Falle ist aber Voraussetzung dieser Freigabe der Mündigentaufe ein seelsorgerliches Gespräch mit den Gemeindegliedern, in dem deutlich wird, daß der Taufaufschub um der Wahrheit des Evangeliums und der Auferbauung der Gemeinde willen geschieht und nicht einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Evangelium und seiner Taufgnade Raum geben will.

Um der Willkür zu wehren, dürfen Pfarrer, die die Mündigentaufe in der Gemeinde verkündigen und anbieten, dies nicht ohne verbindliches Gespräch mit verantwortliche leitenden Brüdern tun.

Abschrift

Der Stand unserer Arbeit und unsere Zukunfts-
pläne für das Missionshospital in Angaon von
Dr. Christoph Gründler

Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß dieser längst fällige Bericht so spät an Sie abgeht! Es dauerte lange Zeit, ehe uns Br. Thiel genau mitteilen konnte, wieviel wir genau von BROT FÜR DIE WELT in Ranchi liegen hatten resp. haben - von anderen verzögernden Momenten abgesehen.

So haben wir nun wenigstens den Vorteil, gleich den Bericht über das 1. Quartal 1962 beifügen zu können und, da sich inzwischen einiges geklärt hat, auch eine bessere Übersicht über die voraussichtlichen weiteren Aufgaben.

Am Anfang soll aber nochmals unser, bisher nur mündlich ausgesprochener Dank stehen, daß Sie mit Ihrer großen Spende unsere bisherige Aufbauarbeit ermöglicht haben, so bescheiden sie auch aussehen mag.

Es ist für unser ganzes Team wirklich eine Freude, in der hiesigen Arbeit zu stehen, jedes Quartal zu sehen, wie es trotz der größten Schwierigkeiten, die vor allem durch unsere "hoffnungslose" Jungellage entstehen, doch langsam vorangeht und dabei an die Menschen in Deutschland zu denken, die durch ihren Einsatz den hiesigen Aufbau ermöglichen. Ohne denselben können hier vielleicht ein Missionar im Stil Johannes des Täufers existieren, aber nie ein Krankenhaus mit all seinen modernen Notwendigkeiten, wenn es um das Leben geht, trotz des fabelhaften Anfanges, den wir seit 1955 Schwester Ilse Martin zu verdanken haben. An dieser unserer Freude sollen auch unsere Geber aus Deutschland teilnehmen.

Wir stehen hier auf vorgeschobenem Posten. In unserer Poliklinik, die wechentags und sonntags arbeitet, werden jährlich 20 bis 25 Tausend Menschen behandelt und in unserem noch primitiven Hospital, wo nur schwerere bis schwerste Fälle liegen, sind ständig 20 bis 30 Betten belegt, so daß oft auch auf der Veranda Kranke liegen. Schwere Entbindungen, nicht selten mit schwerster Blutarmut bis herunter zu 20% Hämoglobin, daneben auch mit total verschleppten verkehrten Lagen, auch Krämpfen, schwere Verletzungen z.B. durch Bären, Knochenbrüche, septische Eiterungen aller Art, große Leberabzesse, die aufgemacht werden müssen, Fälle mit Gehirnmalaria und Bewußtlosigkeit, pulslose Synterereien u.a. finden sich hier in stetem binsten Wechsel, nicht zu vergessen die vernachlässigten Säuglinge, nur noch schwach nach Luft schnappend bei fortgeschrittener Lungenentzündung - man wundert sich schließlich nur noch über eins: daß wir mit Gottes Hilfe von diesem elenden Häuflein doch die große Mehrzahl retten können, wenn auch oft mit Ach und Krach, daß wir selbst staunen. Im Isolierhaus eine ganze Anzahl schwere The -, mit großen Einschnitzungen (Cavernen), die doch häufig recht gut zu beeinflussen sind, wenn sie zu längerem Bleiben zu bewegen sind. Wir sind hier in einer der rückständigsten, abergläubigsten und elendesten Gegenden Indiens eingesetzt, wie uns von den leitenden Leuten in Ranchi gesagt wird, also offenbar doch an richtiger Stelle, trotz der damit verbundenen technischen Schwierigkeiten, die wir nun mit Ihrer Hilfe zu überwinden suchen.

Nun

Nun zu den nüchternen Tatsachen:

1. Was ist bisher getan worden?

2. Was ist weiterhin geplant?

- Zu 1 a) Ein Wohnquartier für unsere indischen Mitarbeiter, in erster Linie für die Verheirateten, mit 3 Abteilungen zu je 4 schönen Wohnräumen plus Veranda, Hof und Küchengebäude, bereits bewohnt. Ohne dies Quartier hätten wir unsere Leute z.T. nicht hier im Jungel festhalten können. Dabei ist der Mangel an indischen Helfern unsere größte Schwierigkeit im Hospital!
- b) 1 großer Schuppen, dreiteilig, mit Werkstatt, Vorratsraum und 2 kleinen Wohnräumen, in denen schon zahlreiche Besucher übernachtet haben.
- c) 1 Doppelgarage mit anschließendem kleinen Fahrradschuppen.
- d) 1 bis auf die Decken und das Dach fertiges "Mitarbeiterhaus", z.T. auch für europäische Patienten gedacht, bestehend aus 2 Wohneinheiten und Veranda. a - d in der Nähe des Doktorhauses.
- e) 2 kleine Räume im Hospital innerhalb der Veranda ausgebaut, da der Raum nie ausreicht.
- f) Ein einfacher Siemens-Röntgenapparat, gebraucht, noch nicht installiert, da der alte Generator nur schlechten, stark schwankenden Strom gibt, so daß wir für die empfindliche Röntgenröhre fürchten müssen.
- g) So wird wahrscheinlich ein neuer größerer Generator notwendig werden, da Reparaturen bisher ohne ausreichenden Erfolg.
- h) Es hat sich herausgestellt, daß man auf den hiesigen unbeschreiblichen Wegen, die bisher durch die daran vorgenommenen Arbeiten von Jahr zu Jahr schlechter geworden sind - im Gegensatz zu den großen Hauptstraßen - zu bestimmten Zeiten mit dem VW nicht fahren kann. So hat in der ganzen vorigen Regenzeit der Wagen stillgestanden, gut 5 Monate lang. Deshalb sind wir sehr dankbar, daß wir die Erlaubnis bekommen haben, einen Jeep zu erwerben, der durch sein Vierradantrieb vielfach noch durchkommt, wo wir bisher stecken blieben, einschließlich der Überschwemmungen. Der Krankentransport, der langsam zunimmt, wie die Verbindung mit unserer wirtschaftlichen Basis Rourkela, wird dadurch sehr verbessert werden, bis nach ca. 3 Jahren die neue Straße nach Rourkela fertig wird - hoffentlich!

Zu 2 a) Die Vervollendung des Mitarbeiterhauses ist eine dringende Aufgabe.

- b) Ferner müssen ein Röntgenapparat, ein größerer Generator und vor allen Dingen der bereits erwähnte Jeep beschafft werden. Dazu kommt die Fertigstellung der Lichtleitung, die unsere Freunde aus Rourkela uns bisher kostenlos angelegt haben und die Anlage einer einfachen Wasserleitung für Hospital, Schwestern- und Arzthaus.
- c) Das weitaus wichtigste vor uns liegende Objekt ist jedoch der schon sorgfältig vorgeplante und, was das

Fundament

Fundament betrifft, bereits begonnene Erweiterungsbau des Hospitals. Das Krankenhaus besteht z.Zt. lediglich aus 2 langen parallelen Flügeln ca. 24 m lang. Die geplante Querverbindung, die den Hauptteil des Ganzen werden soll, würde aus dem Ganzen einen Hufeisenbau machen. Im vielleicht zweistöckigen Mittelteil würden die Arbeitsräume einschl. 2 Operationsräumen, Behandlungsraum, Röntgenzimmer, Apotheke, Labor etc. liegen, während beide Flügel mit Kranken belegt werden könnten, unter Erhöhung der Bettenzahl von 22 auf ca. 40, außer den 6 Betten im Isolierhäuschen, die meist nicht ausreichen.

- d) Darum müssen wir möglichst bald das Isolierhaus auf reichlich die doppelte Bettenzahl erweitern. Z.Zt. sind die meisten Betten fast ständig mit Tbc. belegt, wozu noch einige Leprakranke kommen. Kame eine Typhus- oder Cholera-Epidemie, können wir in die größte Verlegenheit kommen.

Das wäre unser Programm für 1962 und 63. Ein schon länger geplantes Häuschen für Entbindungen mit kleiner Kinderstation muß noch als weniger dringend zurückstehen. Wenn unser indischer Mitarbeiterstab wächst - und er muß wachsen, einschl. der Aufnahme von Schwesternschülerinnen - kommt in der Dringlichkeit vorher noch ein weiteres Haus für indische Mitarbeiter und Schülerinnen.

Wir haben nun unsere Freuden, Sorgen und weitere Vorhaben geschildert. Unser Krankenhaus kann auf seiner jetzigen primitiven Stufe nicht stehen bleiben, es muß noch wie ein Kind, bis zu einer gewissen Größe heranwachsen. Das Wagnis, in Jungel, weit entfernt von aller sogenannten Kultur, ohne gute Verbindungsstraßen und Märkte, ein Krankenhaus zu pflanzen, ist bisher wider Erwarten gelungen. Geben wir ihm also die Möglichkeit, sich weiter zu entfalten!

Wir bleiben mit dem herzlichsten Dank für alle bisher geleistete Hilfe

Ihr
gez. Dr. Gründler

Amgaon, den 11.4.1962

Bericht über eine 5wöchige Vortrags- und Predigt-Reise
in Kanada und den USA
29.12.1962 - 2.2.1963

- Theodor Jaeckel, Kronberg/Ts., Goethestr.19 -

Der Anlaß der Reise waren drei Jahrestagungen des Religion/Labor Councils of Canada in Toronto/Hamilton, Winnipeg und Moncton/Halifax. An die Tagungen schlossen sich jeweils Seminare für Pfarrer, Gewerkschafter und Arbeitgeber in den betreffenden Gebieten an. Ich war in zehn Orten tätig. Die Reise führte mich auch nach Chicago und Washington.

Meine Themen waren: Glaube im Maschinenzeitalter; Eschatologie und Industriegesellschaft; Die Haltung der Christen in der DDR und Tschechoslowakei gegenüber der kommunistischen Herausforderung; Der Dienst der christlichen Gemeinde in Produktion und Betrieb in der Bundesrepublik; Ethische Aspekte der EWG; Sinn und Möglichkeit des Arbeiterpfarrantes; Christliche Verkündigung für den Industriearbeiter; Gewerkschaft und Kirche.

Lehrreich waren für mich einige Berichte, die ich selber hören durfte.

I. Die Erwartungen der Gewerkschaftsführer gegenüber der Kirche

1. Ungeklärter Kontakt zwischen Arbeitern und Pfarrer ist nötig. Die Pfarrer müssen menschlicher werden. - 2. Wir brauchen statt komplizierter Theologie eine einfache christliche Ethik, eine auf Jesu Botschaft gegründete christliche Verkündigung. - 3. Die Kirche muß christliche Standfestigkeit zeigen. Der Arbeiter beurteilt die Kirche nach ihren Vertretern. (Das Gleiche gilt auch für die Gewerkschaften). - 4. Der christliche Menschentyp darf nicht "weich" erscheinen. Die Kirchen dürfen nicht nur "beruhigende" Atmosphäre verbreiten. Christus beruhigte die Menschen nicht, sondern störte die bestehenden Zustände. Wir müssen den Gottesdienst nicht beruhigt, sondern beunruhigt verlassen. - 5. Der Mittelstandsarbeiter der Zukunft wird ein entwickeltes Persönlichkeitsbewußtsein haben. Die übliche Katechismus-Terminologie bleibt für ihn als Predigthörer unlebendig. Um den Gegenwartsbezug des christlichen Glaubens zu begreifen, braucht er Aussprachegruppen. - 6. Die Kirche sollte der Gewerkschaftsbewegung (die in Kanada noch recht unterentwickelt ist) helfen. Gemeinsam könnte man etwas Gutes für den arbeitenden Menschen leisten. Aber wenn die Kirche nicht mitmachen will, werden die Gewerkschaften, wie bisher, das Nötige selber tun.

II. Das Bild der Kirche in den Augen der Wirtschaftsführer.
(Erarbeitet durch Befragung von 24 Personen seitens eines christlichen Wirtschaftsführers)

1. Die Kirche sollte die Erkenntnisse der Psychologie, der Anthropologie, der Soziologie und der Naturwissenschaft aufnehmen und verarbeiten. Sonst bleibt sie in sich gekehrt, ohne Weltverständnis, unduldsam und ohne Strahlkraft.

2. Die Kirche ist alt und daher ehrwürdig. Bedeutungsvoller aber sind heute die Dienstgruppen, die für den Menschen da sind. Die Kirche ist wegen der sittlichen Unterweisung wichtig für Kinder, aber nicht mehr für Erwachsene.

3. Die Kirche stärkt die Nachgiebigen und Naiven. Der erfolgreiche Wirtschaftsführer jedoch muß stöh sein. Für ihn sind fromme Kirchengesänge ein Zeitverlust. Er hat nichts gegen die Kirche, ist aber persönlich über sie hinausgewachsen. Man kann nicht um Erfolg im Wirtschaftsleben ringen und zugleich Christ sein.

4. Die Kirche untermauert geistig die westliche Demokratie und das freie Wirtschaftssystem.

5. Die Kirche ist Hüterin der bestehenden Ordnung.

6. Aus der gegenwärtigen Kirche gehen keine Gemeinschaften hervor, die von einer christlichen Grundentscheidung geprägt wären, sondern sie ist eine abseits stehende gesellschaftliche Einrichtung zur Erteilung von Religionsunterricht für die Kinder und zur Pflege der Tradition.

7. Der Mensch der heutigen Wirtschaft lebt in drei Welten: a) Wohnung und Schule, b) Beruf, c) Organisationen (Gewerkschaft, Regierung, Arbeitgeberverband). Besonders in der letzten Schicht, die ja gesellschaftliches Neuland ist, ist der Laie zum christlichen Zeugnis gerufen. Und zwar kann nur er - und nicht der Pfarrer oder der Laie als Helfer des Pfarrers - es ausrichten. Dazu bedarf es des Erfahrungsaustausches der christlichen Laien nach Berufsgruppen.

III. Der Bericht eines anglikanischen Pfarrers, der seinen und seiner Familie - 4 Kinder - Lebensunterhalt seit 6 Jahren als Fabrikarbeiter verdient und zugleich Hilfsprediger an einer Kirchengemeinde ist, über die Frage: "Warum geht der Arbeiter nicht zur Kirche?"

Die mangelnde Möglichkeit, im Beruf Urteils- und Entscheidungskraft zu bestätigen, prägt das Leben und den Charakter des Arbeiters. "Um Geld zu verdienen, müssen wir Denken, Fühlen und Wollen beiseite legen". Diese Haltung färbt auch auf das Leben außerhalb der Fabrik ab. Der typische Industriearbeiter ist den Gesetzen einer bürokratischen Verwaltung unterworfen und wird durch sie geprägt. Für solchen Menschen hat die Kirche nichts Anziehendes, falls er in ihr nicht Glaube, Hoffnung und Liebe am Werk sieht. Die "Kirche" hat es in seinen Augen mit Predigten und Jenseitshoffnungen zu tun.

Der Arbeiter ist ungebildet und kann sich nicht ausdrücken, auch in der Kirche nicht. Er fühlt sich in ihr ebenso als Objekt behandelt wie in der Fabrik. In seinen Augen hält es die Kirche mit der herrschenden Schicht. Er ist wirtschaftlich nicht frei, sondern abhängig; ihm droht Entlassung; Schichtarbeit schließt ihn von der Teilnahme am kulturellen Leben (Abendfortbildungskurse) aus; der Meister kann ihn drücken, bis alle Widerstandskraft aufgezehrt ist. Über diese Welt der Arbeit hat die Kirche wenig zu sagen.

Der christliche Glaube wendet sich an den Einzelnen; der Arbeiter ist heute aber noch kein entwickeltes Individuum.

Die Kirche schweigt dazu, daß der Arbeiter in der Fabrik nur als Objekt gilt. Selbst in der Kirche und bei ihren Entscheidungen erscheint er nur als solches. Darum hält er sich zurück. Die Kirche muß sich ändern, statt zum Arbeiter zu sagen, er mache es falsch, wenn er nicht zur Kirche kommt.

Diese dreilagigeschilderungen erinnern stark an unsere Situation hier. Mich hat daher diese Weise in meiner Sicht der Dinge bei uns in Westdeutschland bestärkt. Zur Lösung der damit gestellten Aufgabe machen meine Kollegen drüben darum auch erstaunlich ähnliche Vorschläge wie wir hier. Ich verweise auf ein demnächst erscheinendes Buch von Gibson Winter (Chicago) über den Dienst der Kirche in der Industriegesellschaft: "The New Creation as Metropolis". Einige Zitate daraus:

"Wenn christlicher Glaube erst einmal als Dienst verstanden wird, werden die blumengeschmückten Pseudo-Altäre allmählich verschwinden;

Gemeinschaften

Gemeinschaften, in denen zuchtvoll gelebt und theologisch gedacht wird, werden entstehen; und der Schwerpunkt des kirchlichen Interesses wird sich von der Betreuung der Parochialgemeinde zur Mitwirkung an den Strukturen des politischen und wirtschaftlichen Lebens verlagern. Die klerikale Haltung wird von einer ernsthaften Bemühung um ein Laienapostolat abgelöst werden. Eine gefühlbetonte Frömmigkeit wird dem christlichen Dienst in der rauen Wirklichkeit der öffentlichen Verantwortung weichen."

"Kirchliche Institutionen dürfen nur dann mit Recht Pflichten auferlegen, wenn sie sich an der Lösung geschichtlicher Aufgaben beteiligen. Wir müssen nicht von der Last der Geschichte erlöst werden, sondern sind zu ihrer aktiven Gestaltung berufen. Denn durch das erlösende Ja Gottes zur Geschichte in Jesus Christus sind wir zu einem freien Leben in ihr bestimmt".

"Die Kirche Jesu Christi ist nicht ein Komplex von Organisationen, die vor dem drohenden Angriff geschichtlichen Wandels bewahrt werden müssen, sondern sie ist eine Bruderschaft, welche inmitten geschichtlichen Umschwungs und durch ihn die befreiende und heilende Kraft Gottes bezeugt. Dienst, nicht Überleben ist unser Kriterium."

"Christlicher Glaube bleibt in Ausmaß und Richtung solange eine private Sache, wie die Kirche die Wohnwelt zum Ausgangsort ihres Handelns macht. Ihr Interesse muß sich gleichmäßig auf das neue Gebiet der wirtschaftlichen und politischen Strukturen und auf die traditionelle, mehr private Sphäre des persönlichen Glaubenslebens und der Familie richten."

"Kirchliche Aktivität ist erst dann wirklich gerechtfertigt, wenn sie unsere Verantwortung vor Gott für unser gesellschaftliches Leben und für unsere Geschichte fördert. Sofern unser theologisches Bemühen solchen gemeinschaftlichen Einsatz in gesellschaftlicher Diakonie dient, ist es ein echter Bestandteil der kommenden Kirche."

"Amt bedeutet in der kommenden Kirche den treuen Dienst in den verschiedenen Öffentlichkeitssektoren. Ein christliches Amt ausüben heißt dann z.B.: die Arbeit der örtlichen Gewerkschaft als die "nächste" Aufgabe der Kirche zu erkennen. Der kirchliche Amtsträger hat den Ort des Evangeliums und der Kirche innerhalb der verschiedenen Sektoren der öffentlichen Verantwortung zu begreifen. Es wird daher in steigendem Maße zur Aufgabe der Theologen, die Laien mit gesunder theologischer Erkenntnis zu versorgen." - Soweit G. Winter.

Weil die Kirchen in Amerika gut besucht sind und der kirchliche Betrieb in den bürgerlichen Vororten gut funktioniert, ist die Beschäftigung der Christen mit der Frage nach dem rechten christlichen Zeugnis in der Industriegesellschaft dort noch nicht so weit fortgeschritten wie bei uns, wo die Arbeit der Ev. Akademien und des Kirchentages dauernde Anstöße gibt. Aber die wachen Freunde drüben sehen das Problem und die Möglichkeit seiner Lösung ebenso wie wir. Ökumenische Kontakte sind hilfreich. Wenn einer meiner Kollegen von drüben zu uns käme, hätte er uns unmittelbar etwas zu sagen. -

Noch ein Wort zur Arbeitslosigkeit und sozialen Lage im allgemeinen. Die erhebliche Arbeitslosigkeit in den USA (noch schlimmer in Kanada) beunruhigt die Gemüter. Sie ist nicht konjunkturbedingt, sondern hängt mit der Wirtschaftsstruktur zusammen. Man weiß jetzt, daß die Automation, die sich flott entwickelt, doch wesentlich mehr Arbeitsplätze überflüssig macht als neue schafft.

Ferner

Ferner zeigt sich, daß die sogenannte freie Wirtschaft diesen "Arbeit-Vertriebenen" keine Arbeits-"Heimat" bei sich geben kann. Auch steigt die amerikanische Gesamtproduktion viel weniger als früher. Diese Stagnation ist ein Krankheitszeichen, das die Öffentlichkeit beunruhigt. Die Kennedy-Regierung bemüht sich daher, durch zentrale Maßnahmen Leben in die Wirtschaft zu bringen. Das bedeutet einen steigenden Einfluß der öffentlichen Hand - eine Realität, die nicht zur offiziellen amerikanischen Ideologie paßt.

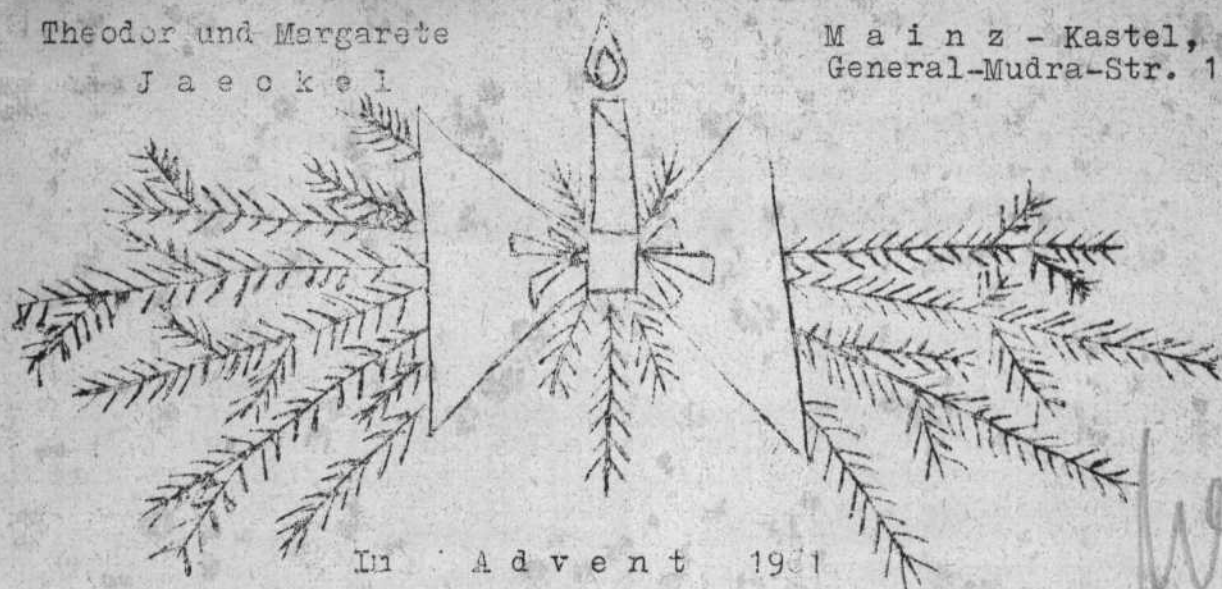
Der Schutz des Arbeiters, versicherungs- und arbeitsrechtlich, ist bei uns weit besser als in den USA oder gar in Kanada. In Kanada gibt es noch weite Gebiete, z.B. an der Ostküste, wo der Arbeiter schutzlos dem Willen des Arbeitgebers ausgeliefert ist und darum ausgebeutet wird. (Ich werde lebhaft an die feudal-patriarchalische Atmosphäre in Japan erinnert). Auch ist die gewerkschaftliche Organisation ein ziemliches Durcheinander. Verschiedene Gewerkschaften bekämpfen sich in der gleichen Fabrik; die eine bemüht sich, auf Kosten der anderen vom Arbeitgeber als Verhandlungspartner anerkannt zu werden. In der Sozialgesetzgebung und Sozialpolitik sind wir viel weiter entwickelt als Amerika.

Zum Rassenproblem. Es ist nicht leicht zu lösen. Aber es ist gut, daß die Amerikaner es haben. Es erhält sie bescheiden, auch sie frage- und hörwillig und bewahrt sie vor der Gefahr des Erfolgreichen, stets naiv belehrend aufzutreten.

Frankfurt/Main, 1. März 1963

Theodor und Margarete
J a e c k e l

M a i n z - Kastel,
General-Mudra-Str. 1-3



Liebe Freunde !

Wir grüßen Euch herzlich zum Weihnachtsfest. Es erinnert uns daran, daß Gott an unserer Welt, so wenig göttlich sie auch erscheint, teilhat. Er hält sie aus. Darum können auch wir guten Mutes weitergehen.

Über die Familie ist folgendes zu berichten: Grete empfindet die Umstellung vom warmen Japan auf das feucht-kühle Nord-europa als schwierig. M a r t i n (Tübingen-Lustnau, Anna-Bosch-Str. 12) studiert Philosophie und Soziologie und beginnt demnächst mit seiner Doktorarbeit. C h r i s t i a n e (North Kroehler Hall, North Central College, Naperville, Illinois, USA) hat noch 1 1/2 Jahre auf dem College und wird Lehrerin. H e i d i (Hamburg-Altona, Rothe Str. 28, bei Beckmann) studiert Japanologie (Nebenfächer: Chinesisch und English). H a n s macht hier bei uns den kanadischen Oberprima-Fernkurs. Was er nach dessen Beendigung im Herbst tun wird, können wir Euch im nächsten Weihnachtsbrief schreiben. M o n i k a ist frische Quartanerin, spielt Klavier und liebt ihre christliche Pfadfindergruppe. Meine Mutter starb achtzigjährig Ende Oktober im Fichtelgebirge. Sie hatte sich diese Erlösung schon lange ersehnt und ist friedlich entschlafen. Ich hielt die Traueransprache über "Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen" und berichtete über ihr Leben, das ja eine Einübung in dies Wort war. Soeben ist Gretes Bruder Hans, Rechtsanwalt in Oelde/Westf., unerwartet schnell an Leber-Zirrhose verstorben. Er bedeutete mit seinem Haus viel für einen Teil unserer Kinder, bevor wir aus Japan zurückkehrten. - Mir ist an diesem Sterben von Verwandten wieder deutlich geworden, daß der Tod zum Leben gehört. Wenn wir dies festhalten, werden wir nicht umgeworfen, wenn dieser Lebensabschnitt sich vollzieht. Und wenn wir in der Nachfolge Christi zu leben versuchen, so können wir uns auch über den Tod hinaus Ihm anvertrauen.

Politisch scheint es mir wichtig, daß wir Deutsche dazu beitragen, daß wieder Manövrierraum zwischen den Fronten entsteht; also etwa Wirtschaftshilfe für Polen anbieten. Das würde uns allerlei kosten; es würde die Bindung der östlichen Satelliten an Moskau lockern; wir täten etwas mehr als nur unsere Freunde zu ermahnen, uns gut zu schützen. Wir wären dann ein Faktor im politischen Konzert, anstatt nur von andern benutzt zu werden.

Kirchlich, scheint mir, sollten wir alles fördern, was Gemeinschaft entstehen läßt. Die Dinge liegen da sehr im Argen. Die Standesunterschiede spielen in Deutschland eine große Rolle und verhindern, daß man miteinander spricht und lebt. Der Überwindung dieser fesselnden Schranken dient unsere Arbeit hier im Gossner-Haus. Davon erzählt Euch der beigegefügte gedruckte Bericht.

Sehr gefreut hat mich, daß die württembergische Kirche begonnen hat, sich mit der Notwendigkeit der Erwachsenentaufe zu beschäftigen. Ich meine, die Erwachsenentaufe sollte gleichberechtigt neben der Kindertaufe stehen oder sogar der Normalfall sein, ohne daß ich damit die Kindertaufe völlig ablehnen will. Es kommt mir zunächst darauf an, daß wir, wenn wir einen Säugling taufen, zwei Dinge klar sehen. 1. Wir nehmen dadurch dem heranwachsenden Menschen die heilsam beunruhigende Frage weg: soll ich mich taufen lassen, d.h. öffentlich zu Christus bekennen oder nicht? Und 2. Wenn wir sagen, daß Eltern und Paten "für" den Unmündigen glauben, verdunkeln wir das Wesen des Glaubens als einer persönlichen Entscheidung. So wie kein anderer statt meiner geboren werden und sterben kann, so kann auch niemand anders "für" mich glauben. Statt dessen sollten die Eltern die kleinen Kinder im Gottesdienst Gott darbringen und segnen lassen. Dann wird ein zauberhaftes Sakramentsverständnis vermieden. Solche Trennung der Darbringung und Segnung der Kinder vom Sakrament der Taufe, das der Erwachsene an sich geschehen läßt, würde der Vertiefung des Sakramentsverständnisses und -gebrauches dienen. Vielleicht denkt auch Ihr einmal hierüber nach.

Lebt wohl. Möchten wir uns alle als des Friedens würdig erweisen.

Herzlich

Eure

Margarete und Theodor Jaechel

M e m o r a n d u m

an die Kirchenleitung der Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg

Kirche auf neuen Wegen

Auch im Gebiet unserer Landeskirche Berlin-Brandenburg entstehen im Zusammenhang mit dem sprunghaften Aufbau industrieller Kombinate und Großkraftwerke neue Wohnstädte (z. B. Lübbenau Neustadt) auf einem Terrain, wo vor kurzem nur Wald und Acker waren, und neue Wohnsiedlungen in unmittelbarer geographischer Nachbarschaft zu Dörfern herkömmlichen Stils (z. B. Schwarze Pumpe) oder zu Städten bisherigen Typs (z. B. Senftenberg, Guben, Vetschau, Frankfurt/Oder, sämtlich erst im Aufbau begriffen!). Die Bevölkerung dieser neuen Wohnstädte (Wohnsiedlungen), die jeweils dem Industriewerk als der Arbeitsstätte eng zugeordnet sind, besteht aus Familien von Ingenieuren, Funktionären, Facharbeitern, Hilfsarbeitern, Angestellten usw., die aus allen Teilen der DDR als Angehörige des Werkes zuziehen. Im ganzen handelt es sich um jüngere Menschen, wenn auch in mancher Familie noch alte Eltern, Großmütter usw. inkorporiert sind. Die neue Wohnstadt ist mit ihren Verwaltungsapparaturen, öffentlichen Diensten, Versorgungseinrichtungen wirklich eine in sich geschlossene Stadt, soziologisch ganz anders strukturiert als die umgebenden Städte oder Dörfer. Ihre Bewohner stehen, von den wenigen Rentnern abgesehen, sämtlich im Produktionsprozeß. In solcher Stadt gibt es keine Traditionen, in der Regel auch keine organischen Nachbarschaften und gewachsenen Kommunikationen in Gestalt von Bekanntschaft und Freundschaft.

Die so skizzierte Situation tritt in den neuen Wohnstädten und Wohnsiedlungen nur am unverhülltesten in die Erscheinung, sie beschränkt sich aber nicht auf diese Modelle. Unter dem Vorzeichen dieser Situation stehen grundsätzlich Ausbau, Planung und Umbau im gesamten industrialisierten Raum, der mehr und mehr auch dörfliche und landwirtschaftliche Gebiete einschließt. Wenn wir im folgenden vor allem die neuen Wohnstädte und Wohnsiedlungen als markante Modelle vor Augen haben, so sind damit zugleich doch alle diejenigen Wohngemeinschaften auch in den traditionellen Städten und Dörfern gemeint, in denen diese eindeutigen Tendenzen mehr und mehr Gestalt gewinnen. Damit greift die Bedeutung unserer Versuche einer Team-Arbeit, wie sie im folgenden dargestellt sind, grundsätzlich weit über die Modellfälle Schwarze Pumpe und Lübbenau Neustadt hinaus, an denen wir nur Sinn und Struktur solcher neuen Wege kirchlicher Arbeit illustrieren wollen, weil sie z. Zt. noch mit besonderem Profil in die Erscheinung treten als Signale für eine kommende Entwicklung im breiten Ausmaß.

Es ist in diesen Jahren trotz intensiver Bemühungen und Verhandlungen nicht möglich gewesen, und es wird auch in Zukunft nicht möglich sein, innerhalb einer solchen Wohnstadt die für ein Pfarramt herkömmlichen Stils notwendigen Räume (Pfarrwohnung, Kirchenbüro) und die für das Leben einer Parochialgemeinde im traditionellen Sinne erforderlichen Gebäude (Kirche, Gemeindesaal, Unterrichtsraum) zu erhalten. In Lübbenau haben wir am Rande der neuen Wohnstadt die Friedhofskapelle zu

einer gottesdienstlichen Stätte umbauen können. In Schwarze Pumpe leben wir von der Gastfreundschaft der römisch-katholischen Kirche, die ihr schon vor der Gründung des Kombinats dort errichtetes Gottesdienstgebäude uns regelmäßig zur Verfügung stellt. Aber wie soll hier ein Pfarramt offiziell in die Erscheinung treten? Wie soll auch nur festgestellt werden, wer von den vielen Tausend neu Zugezogenen Glied der evangelischen Kirche ist? Wie kann in einem solchen Bereich überhaupt Gemeinde Jesu Christi im Rahmen der Landeskirche sich bilden und ihr Leben in Gottesdienst, Unterricht, Amtshandlungen, Gemeindegemeinschaften usw. gestalten?

Man kann natürlich - um das Problem an einem Beispiel zu illustrieren - auf dem Boden der geographisch benachbarten, aber soziologisch gänzlich anders strukturierten Kirchengemeinde Lübbenau-Altstadt eine "dritte Pfarrstelle" begründen und papiermäßig deklarieren, daß diese Pfarrstelle die neue Wohnstadt als Bezirk umfassen soll. Man kann die Verwaltungsfunktionen vom Kirchenbüro Lübbenau Altstadt aus wahrnehmen und Menschen aus der neuen Wohnstadt, soweit sie sich dort freiwillig anmelden, in der Kartei registrieren und sie zur Kirchensteuer veranlassen. Man kann, sofern Amtshandlungen wie Taufe, Trauung und Beerdigung begehrt werden, diese in der Kirchengemeinde Lübbenau Altstadt vollziehen. Man könnte auch ~~nach~~ durch den Mitarbeiterkreis von Lübbenau Altstadt Besuchsdienste in den Häusern der neuen Wohnstadt durchführen und so Menschen zur Teilnahme am Gottesdienst in der Kirche von Lübbenau Altstadt einladen. Der Mitarbeiterkreis einer traditionellen Kirchengemeinde wird jedoch für solchen Besuchsdienst in einem so fremden Terrain kaum geeignet sein. Es wäre eine Illusion zu erwarten, daß Menschen aus der neuen Wohnstadt sich zum Gottesdienst an einem fremden Ort rufen lassen. Sie würden hier notwendig "Fremdkörper" bleiben. Mit diesen Methoden könnte wohl irgend ein konventioneller Notbetrieb in Gang gebracht werden, aber es könnte sich nicht Gemeinde Jesu Christi am Ort bilden und zu einer Lebensgemeinschaft von Christen werden. Und viele Menschen, die wohl ansprechbar wären, kämen so überhaupt nicht in den Rufbereich der evangelischen Botschaft. Eine Kirche, die sich auf solchen von außen und am Rande organisierten Notbetrieb beschränken würde, läde eine schwere Schuld auf sich.

In den letzten Jahren ist aus dieser Erkenntnis ein anderer Weg in Experimenten in Schwarze Pumpe und in Lübbenau Neustadt gewagt worden, für den es weder irgendein Vorbild in der bisherigen Geschichte unserer Landeskirche noch irgendwelche Grundlagen in den z. Zt. gültigen Ordnungen unserer Kirche gibt. Im Verfolg dieser Experimente, die jetzt eine Geschichte mehrerer Jahre hinter sich haben, sind uns neue Erkenntnisse in Bezug auf die Verwirklichung des Sendungsauftrages der Kirche in der industrialisierten Gesellschaft von heute, wie sie sich in unserem Raum darstellt, zugewachsen. Die folgenden Darlegungen sind daher nicht als bloßer Niederschlag praktischer Erfahrungen im Sinne von Ergebnissen soziologischer Befunde, sondern als eine theologische Antwort auf die "Herausforderungen" durch die heutige Umwelt zu verstehen. Sie sind nicht im Sinne einer Notlösung für exzeptionelle Grenzsituationen, sondern im Sinne einer ersten Wegweisung für zukünftige Entwicklungen gemeint, zu der die Kirche im Gehorsam gegen ihren heute zu praktizierenden Sendungsauftrag ein grundsätzliches Ja sagen sollte. Junge Theologen nach dem 1. Examen und andere junge berufstätige Christen haben sich im Team in den Produktionsprozeß als Arbeiter eingegliedert, um so innerhalb der Wohngemeinschaft und der Werkgemeinschaft missionarisch als Zeugen Jesu Christi zu fungieren. Sie haben in ihren "Buden" oder in Wohnungen von Familien kleine Kreise von Menschen sammeln können, die als evangelische Christen miteinander leben und Gemeinde sein

möchten. Sie haben mit der Christenlehre an einigen Kindern begonnen. Sie taufen und üben Seelsorge. Sie halten sonntags regelmäßig Gottesdienst, in der Friedhofskapelle von Lübbenau Altstadt und in der katholischen Kirche von Schwarze Pumpe. Es haben sich inzwischen Zellen lebendiger Mitarbeiter gebildet, die Bibelarbeit treiben und auch eine Mitverantwortung für die Gottesdienste übernehmen. Dabei gliedert sich die Gruppe so auf, daß einer (ein Theologe) jeweils "hauptamtlich" die Dienste des Pastors im besonderen wahrnimmt, während die anderen gleichzeitig im Arbeitsprozeß stehen. In diesen Funktionen tauschen sich die Theologen in gewissen Zeitabschnitten aus. Grundsätzlich wissen sie sich als Gruppe gemeinsam für den Pfarrdienst verantwortlich und nehmen die Gemeindeleitung gemeinsam wahr mit einem solchen Mitarbeiterkreis, der natürlich noch nicht die feste Gestalt eines Gemeindegemeinderats im Sinne unserer Grundordnung gewonnen hat. Sie halten auch gemeinsam die Gottesdienste. Hier ist also der Ein-Mann-Gestalt des traditionellen Pfarramtes abgesagt. Die zukünftige Entwicklung zeichnet sich aus den skizzierten sachlichen Erfordernissen in einem solchen Terrain dahin ab, daß es hier das traditionelle Pfarramt des einen hauptamtlichen Pastors als des "Hirten" der Gemeinde so nicht mehr geben kann, sondern daß der Dienst des Hirten und des Missionars von einer Gruppe als ganzer wahrgenommen wird, während aus praktischen Erwägungen im Blick auf die Fülle der Dienste einer aus der Gruppe jeweils ganz für diese Arbeit freigestellt wird, die aber auch von den im Produktionsprozeß stehenden Theologen voll mitverantwortet wird. Die jungen Theologen sehen unter den völlig veränderten Verhältnissen in den Wohngebieten solcher Industriekombinate ihre Tätigkeit im Arbeitsprozeß auch nicht als eine Episode an, um im Umgang mit den Menschen in der Produktion Erfahrungen zu sammeln, sondern sie sehen in solchem Dienst der Gruppe die echte Möglichkeit, hier das Ministerium Verbi im Sinne des Dienstes des Hirten und des Missionars auszuüben.

Bei diesem Stand der Dinge, wie er sich jetzt aus den mehrjährigen Experimenten ergibt, treten aus der Praxis Probleme in das Blickfeld, für die es bisher weder in den Ordnungen unserer Kirche noch im Kirchenrecht Lösungen gibt, weil diese Probleme tatsächlich analogielos sind. Als dringendstes Problem muß in diesem Zusammenhang die Frage der Ordination der hier tätigen Theologen angemeldet werden. Wir können nicht Beiträge zu einer "Theologie der Ordination" geben, obwohl wir davon überzeugt sind, daß die theologische Interpretation der Ordination in den Kirchen der Reformation bis heute nicht wirklich klar ist und auch dem biblischen Verständnis von "Amt und Gemeinde" zumeist nicht voll entspricht. Wir können auch nicht die Frage des Kirchenrechts aufrollen, obwohl es am Tage liegt, daß das positive Kirchenrecht gerade hinsichtlich der Ordination "in einem seltsamen theologischen Widerspruch mit seinem Ursprung lebt" (vgl. den Aufsatz von Hans Erich Hess "Die Ordination der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau" in "Kirche in der Zeit" Mai 1961). Unsere theologische Besinnung in der dargelegten Situation führt uns zu Vorschlägen und Bitten an die Kirchenleitung, die wir ohne umfassende Begründung in kurzen Thesen fixieren möchten. Um allen Mißverständnissen zu begegnen, möchten wir klarstellen, daß diese Thesen nicht eine Neuordnung der Ordinationsfrage im allgemeinen im Blick haben, sondern nur eine Lösung der Ordinationsfrage für den Pfarrdienst in einer solchen Gruppe in diesen neuen Wohnstädten anstreben.

- 1.) Es erscheint uns als eine verhängnisvolle Fehlentwicklung in Nachwirkung des mittelalterlichen römisch-katholischen Kirchentums, den Begriff "Ordination" auf die Ordination des Pastors

als des in das hauptamtliche Pfarramt traditionellen Stils zu Berufenden einzuengen. Die Unterscheidung von Ordination in diesem engen Sinn und Einsegnung (des Diakons, des Katecheten, der Diakonisse, des Lektors, des Ältesten usw.) leistet einem hierarchischen Denken im unbiblischen Sinne Vorschub. Ordination ist Indienstnahme für jeweils verschiedene Dienste in der Gemeinde. Man sollte daher auch von der Ordination eines Ältesten, eines Lektors, eines Organisten, eines Katecheten usw. sprechen. Ordination ist Akt der Indienstnahme, der Gelübde und Verpflichtung des Ordinanden einschließt. Dieser Akt vollzieht sich unter Gebet und Handauflegung in der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde.

2.) Natürlich gibt es auch eine Ordination zu dem speziellen Dienst des Ministerium Verbi im Sinne der Bekenntnisschriften (CA XIV und Apologie XIII). Dieses Ministerium Verbi ist zu unterscheiden von der Pflicht zu Zeugnis und Verkündigung, die jeder Christ auf dem Boden des "Priestertums aller Gläubigen" hat. Dieses Ministerium Verbi, dessen wesentliche Funktionen in den Bekenntnisschriften als Wortverkündigung (*publice docere*) und Sakramentsverwaltung beschrieben werden, gründet in einem *mandatum Dei*. In den "Grundlinien für die Ordnung des Amtes in der Kirche" (Arbeitsergebnisse des Theologischen Konvents Augsburgischen Bekenntnisses aus Fuldaer Hefte 11) heißt es: "Wenn wir lehren, daß das Amt des Missionars und Hirten in Gottes Befehl gegründet ist, so soll damit nicht bestritten werden, daß die geschichtliche und rechtliche Ausgestaltung dieses Amtes sich auch nach praktischen Gesichtspunkten richten muß. Die geschichtliche und rechtliche Gestalt dieses Amtes ist daher wandelbar und kann nicht den Anspruch erheben, sich auf ein göttliches Recht zu gründen."

Das Ministerium Verbi ist also nicht an die überlieferte Gestalt des Pfarramtes gebunden. Es beinhaltet im wesentlichen öffentliche Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung. Das "*publice*" (CA XIV) kann sich nur auf die Öffentlichkeit der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde beziehen. Freie Wortverkündigung im Gottesdienst der Gemeinde und Sakramentsverwaltung setzen Vokation und Ordination voraus (*rite vocatus* CA XIV). Wortverkündigung in der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde ist verantwortliche Schriftauslegung in der Öffentlichkeit der Gemeinde. Solche verantwortliche Schriftauslegung ist nun aber auch an theologische Kenntnisse und Erkenntnisse gebunden. Diese theologischen Kenntnisse brauchen nicht unbedingt im herkömmlichen akademisch-theologischen Studium angeeignet zu sein. Es könnte sich z. B. auch ein Arzt oder ein Ingenieur solche theologischen Kenntnisse, die für freie Wortverkündigung vor der Gemeinde unabdingbar sind, auf mancherlei Wegen aneignen. Es ist durchaus vorstellbar, daß vor einem Organ der Kirchenleitung der Ausweis solcher Kenntnisse in der Form eines Kolloquiums erbracht werden kann. Dann sollten auch Arzt und Ingenieur ordiniert werden, d.h. es sollte ihnen das Ministerium Verbi im Sinne des Rechtes zu freier Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung übertragen werden, auch wenn sie Arzt, Ingenieur usw. in ihrem Arbeits- und Wohnbereich bleiben. Wohl wird der normale Weg auch für den Dienst in den neuen Wohnstädten ein Theologiestudium bleiben, es sollte aber der andere Weg nicht grundsätzlich verschlossen sein.

3.) Der junge Theologe nach Abschluß des 1. Examens oder einer entsprechenden Prüfung an einer Predigerschule sollte, wenn er mit einer Gruppe anderer junger Theologen in den Arbeitsprozeß in der neuen Wohnstadt geht, von der Kirchenleitung als "Vikar" betrachtet werden und die *licentia concionandi* erhalten. Die Gruppe sollte einem vom Generalsuperintendenten im Einverständnis mit dem Kuratorium der

Gossner-Mission vorzuschlagenden Pfarrer oder Superintendenten als "Sammelvikariat" zugeordnet werden. Die rechte Bindung an den "Vikariatsvater" und die notwendige Bewegungsfreiheit zum Experimentieren in diesem Neuland lassen sich im einzelnen schriftlich nicht fixieren.

4.) Die Gruppe, von der nur einer "hauptamtlich" für den kirchlichen Dienst zur Verfügung stehen wird, während die anderen im Produktionsprozeß tätig sind, sammelt in der neuen Wohnstadt Gemeinde. Gemeinde sammelt sich vor allem im Gottesdienst unter Wort und Sakrament. Wir haben erkannt, daß das heilige Abendmahl von zentraler Bedeutung für den Gottesdienst der Gemeinde ist. Von hieraus ist es dringend geboten, daß die Theologen dieser Gruppe, ob sie im Arbeitsprozeß stehen oder nicht, um ihres Dienstes in der Gemeinde willen ordiniert werden, damit sie gemeinsam den Gottesdienst auch als Sakramentsgottesdienst halten können. Die Ordination sollte schon vor der 2. theologischen Prüfung in der Gemeinde vollzogen werden und zwar unabhängig von der Frage, ob diese Theologen bereit sind, hauptamtlich ein Pfarramt zu übernehmen oder ob sie den anderen Weg als Facharbeiter oder dergl. auch für die Zukunft um ihres missionarischen Dienstes willen gehen wollen. Voraussetzung für den Vollzug der Ordination wäre natürlich die Verpflichtung der Ordinanden, das 2. theologische Examen innerhalb eines zu vereinbarenden Zeitraumes zu machen. Sofern Nichttheologen der Gruppe (Ärzte, Ingenieure, Fürsorgerinnen usw.) ein Kolloquium im oben dargelegten Sinne gemacht haben, sollten auch sie zu dem speziellen Dienst des Ministerium Verbi ordiniert werden.

Wir bitten die Evangelische Kirchenleitung Berlin-Brandenburg, unsere Vorschläge und Bitten, die aus den praktischen Erfahrungen des Gruppeneinsatzes in den neuen Wohnstädten erwachsen sind und sich nur auf den kirchlichen Dienst in solchen Gebieten beziehen, ernstlich zu prüfen. Wir bitten, im Sinne unserer Vorschläge uns die Möglichkeit zu eröffnen, diesen neuen Weg, der sich nach unserer Erkenntnis und Erfahrung aus der Situation in diesen neuen Wohnstädten und Wohnsiedlungen ergibt, im Gehorsam gegen Jesus Christus weiterzugehen, auch wenn es ein Weg ist, der jenseits der überkommenen Vorstellungen und der z. Zt. gültigen Ordnungen verläuft.

ORDINATION

Referat, gehalten am 4.2.61
in Lübbenau v. Eckhard Schülzgen

1. Vorbemerkungen

Es ist in diesem Zusammenhang unmöglich, alle Auffassungen über die Ordination, wie sie in der theologischen Literatur ihren Niederschlag gefunden haben, darzustellen. Es kann sich nur darum handeln, eine Auseinandersetzung mit der herrschenden "neulutherischen" Auffassung zu führen, um vielleicht anhand einer neutestamentlichen Besinnung zu einigen Ansätzen vorzustoßen. Dabei wäre notwendig, eine Fülle neutestamentlicher Stellen zu exegesieren. Aus zeitlichen Gründen war das unmöglich und würde auch den Umfang dieses Referates überschreiten. Deshalb habe ich mich auf einige direkte Ordinationsstellen beschränkt, kann aber auch hier keine ausführliche Exegese darlegen, sondern muß diese voraussetzen. Es sollen hier einige Ansatzthesen zur Diskussion gestellt werden, die auf eine weitere Bearbeitung warten. Wir befragen zunächst die Bekenntnisschriften auf die Ordination. Es kommen nur zwei Stellen in Frage: CA 14 und AS Teil 3 Art. 12. Die letzte Stelle gibt keine grundsätzliche Auskunft und kann in späterem Zusammenhang herangezogen werden. CA 14, de ordine ecclesiastico, heißt es: "...nemo debeat in ecclesia publice docere aut sacramenta administrare nisi rite vocatus." Sofort erheben sich die Fragen zu diesem Artikel. Was haben wir unter dem "nisi rite vocatus" zu verstehen? Welches sind die Voraussetzungen für eine Ordination? Hat die Ordination nur kirchenrechtliche Bedeutung oder auch eine theologische? Was geschieht in der Ordination mit dem Ordinanden? Geistverleihung? Wozu oder wohin wird ordiniert? Die Meinung von CA 14 ist, daß es sich um die Berufung, sprich Ordination, zum Dienst in der Kirche handelt, dessen Aufgabe darin besteht, in der Gemeinde öffentlich zu lehren und die Sacramente zu verwalten. Der Zusammenhang zwischen Ordination und Amt wird deutlich. Weiterhin sehen wir, wie das Problem Amt und Gemeinde hereinspielt. Das Verständnis der Ordination wird wesentlich von dem Verständnis dieses Problems abhängen. So sind denn auch die verschiedensten Auffassungen im Anschluß an dieses Problem dargelegt worden. Ich kann nicht das gesamte Problem Amt und Gemeinde entwickeln, sondern erinnere an vorangegangene Auseinandersetzungen mit dieser Frage. (Gossner-Tagung mit Dr. Brunotte und Direktor Wittekind). Die Antwort auf die Frage nach der Herkunft des Amtes bringt die Bedeutung der Ordination hervor. Ist das Amt de iure divino eingesetzt, so erhält die Ordination ihr besonderes Gewicht. Eine Theologie, deren Herzstück das Amt darstellt, wird großes Gewicht auf die Ordination legen. Eine Theologie, deren Herzstück die Gemeinde ist, wird die Ordination anders sehen. Aber vielleicht wird hier eine Alternative aufgerichtet, die gar nicht besteht. Ein lutherischer Theologe jedenfalls würde sie bestreiten. Dazu aber scheint es ratsam, die lutherische Ordinationsauffassung darzulegen; denn mit dieser Position haben wir uns auseinanderzusetzen.

2. Die lutherische Ordinationsauffassung.

Selbstverständlich gibt es auch im lutherischen Lager verschiedene Meinungen. Neuerdings wird aber mit den Bemühungen um ein gefestigtes Amtsverständnis auch versucht, das Ordinationsproblem neu zu durchdenken und die lutherische Position zu vereinfachen. Aus den Ruinen des vorigen Jahrhunderts soll ein neues Gebäude errichtet werden. Dabei wird auf den Fundamenten der Theologie Löhes, Kliefoths und Vilmars aufgebaut und die durch Georg Rietschl zerstörten Obergeschosse sollen restauriert werden. Damit sind die zwei gegensätzlichen Lager des 19. Jahrhunderts genannt, und ihre Positionen sollen kurz skizziert werden.

- a) Löhe, Kliefoth und Vilmar gehen vom Amt aus. Christus hat das Amt für die Gemeinde gestiftet. Durch das Amt handelt Gott in der Kirche. Die Gemeinde stammt aus dem Amt, nicht umgekehrt. Deshalb erhält der Amtsträger seine Befugnisse nicht von der Gemeinde, sondern von Christus über das bestehende Amt. Gottes Wort ruft zum Amt, aber mediate über das Amt. Der Ausgangspunkt besonders bei Kliefoth ist das handelnde Wort Gottes, ein Gedanke der uns sympatisch sein mag. Aber das Mittel stellt das Amt dar. Hier wird das Handeln Gottes gewissermaßen von der Gemeinde subtrahiert und im Amt eingefangen. Christus, das Wort Gottes, wird in das Amt gebunden. So kann diese Auffassung von der repräsentatio Christi im Amt sprechen. Gewiß ist die repräsentatio Christi nicht personal gedacht, d.h. im Amtsträger, aber der Schritt bis dahin ist nicht mehr weit. Schon Vilmar spricht von der personalen repräsentatio Christi, so daß sich das Gewicht von den Funktionen des Amtes auf die Amtsperson verlagert. Bei ihm wird die Ordination zur Mitteilung des heiligen Geistes, die in einen besonderen Stand, ordo, einreicht. Nun stellt zwar Vilmar ein lutherisches Extrem dar, aber man sieht, wohin die Betonung des Amtes und dieser Ansatz führen kann. Löhe und Kliefoth halten aber am Amt als Funktion fest. Allerdings erscheint bei Löhe der Begriff der Amtsgnade, die in der Ordination übertragen wird. So wird durch die Ordination ein Unterschied zwischen Klerikern und Laien aufgerichtet. Er besteht in der Amtsgnade. Amt und Gemeinde ist das Problem, das hinter jeder Ordinationsdebatte steht.
- b) Gegen diese Auffassung hat sich Georg Rietschl gewendet, indem er das Amt und die Ordination von dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen ableitete. Die Berufung gehört der Gemeinde, die die Diener aus ihrer Mitte wählt. Die Ordination gilt dann als eindrucksvolle Bestätigung der Wahl und wird zu einem "adiaphoron". Damit ist sie als kirchenregimentlicher Akt charakterisiert und aus dem liturgischen in den kirchenrechtlichen Bereich verwiesen.
- c) Ausreichend erscheinen beide Positionen nicht. Die erste Auffassung geht von Prämissen aus, die wir schwerlich nachvollziehen können. Die zweite Auffassung scheint das Problem zu leicht zu lösen. Es fehlt das theologische Fundament. Die Lücke klafft. Sie ist empfunden worden. In den Dogmatiken und in den Lehrbüchern der Praktischen Theologie spürt man es. Selbst bei lutherischen Dogmatikern wie Elert und Althaus gibt es keine klare Auffassung. Die Bemühungen, diesen Mangel abzustellen, haben zu dem Buch "Die Ordination zum Amt der Kirche" von Joachim Heubach geführt. Ich stelle im Folgenden Heubachs Ordinationsverständnis im Abriß dar.

d) Joachim Heubach knüpft bei Kliefoth an und versteht das Amt funktional als *munus pascendi*. Indem Gott Christus zum Haupt der Gemeinde setzte, hat er ihm das *munus pascendi* übertragen. Zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft verwaltet die Kirche dieses Amt durch das Wort, in Stellvertretung Christi. So kann Heubach von der realen *repraesentatio Christi* im Amt sprechen, aber in der Amtsfunktion, in der Amtsperson nur insofern sie die Funktion des Amtes versieht. Ganz ohne Personen geht es schließlich nicht. Heubach kommt zu dem Satz: "Das Öffentliche Amt ist vikarische *repraesentatio Christi* hinsichtlich des Amtsträgers, aber reale *repraesentatio Christi* hinsichtlich des Funktionsvollzuges des Evangeliums" (a.a.O. S. 71). Von der realen *repraesentatio Christi* her gehört das Amt zum esse der Kirche, zum Wesen des Evangeliums. Es folgt nach der christologischen Begründung des Amtes eine christologische Begründung der Ordination: "Die Ordination hat ihren theologischen Ursprung im Handeln Gottes mit seinem Sohn zum Amt des Evangeliums" (a.a.O. S. 74). Christus selbst ist vom Vater zum Amt der *soteria* ordiniert. Der Auftrag, der mit diesem Amt verbunden ist, steht unter der *eudokia* des Vaters. Christus setzt das ordinatorische Handeln fort, (Joh. 17, 18; 20, 21 u.a.). So wird die Ordination auf Jesus zurückgeführt. Sie gehört wesentlich zum Amt und damit zum Evangelium, zum Handeln Gottes. Gott wirkt das Evangelium durch das Amt, zuerst in Christus, den er zuerst ordiniert, dann weiter durch das Amt, zu dem Christus ordiniert.

Drei Merkmale der Ordination werden von Heubach herausgestellt: die Berufung (*vocatio*), die Ausrüstung mit der zur Erfüllung des Auftrages erforderlichen Gnadengabe (*benedictio*) und die konkrete Sendung (*missio*). Das Dilemma bestand für Heubach bisher darin, daß die Ordination in ihre einzelnen Akte aufgelöst wurde und jeweils ein Akt überbetont worden ist. - Zunächst noch einige Bemerkungen zu den einzelnen Akten der Ordination.

Zur *vocatio*: Christus, der Herr der Kirche und des Amtes ordiniert zum vikarischen Dienst (Stellen bei Paulus). Christus wirkt die Bereitschaft zum Amt; denn sie kommt aus dem von Christus gewirkten Glauben. Diese Bereitschaft dokumentiert die Berufung. Die *vocatio interna* ist die wichtigste Voraussetzung der *vocatio externa*. Die Ordination bedeutet dann den Nachvollzug des Handelns Christi. Hier wäre die Konsequenz anzumerken: ist jemand bereit, so ist er auch berufen. Die *vocatio externa* geschieht durch berufene Diener im Amt. Sie übertragen nichts, sondern berufen, segnen und senden. Das Amt trägt die Pflicht in sich, den Auftrag weiterzugeben. Die Weitergabe des Auftrages geschieht durch die Ordination. Sie ist kein Recht, sondern eine Pflicht. Sie hat ihren Grund in dem Weideauftrag. Es ergibt sich daraus die Konsequenz, daß jeder Ordinierte die Pflicht zur Ordination hat. Heubach kann sich in diesem Punkt auf AS Teil 3 Art. 12 berufen. Die Übertragung der Ordinationspflicht auf bestimmte Diener im Amt ist dann Sache menschlicher Ordnung.

Zur *benedictio*: Der Segen verleiht die Gabe des heiligen Geistes. Dieser ist aber ausschließlich auf den Dienst bezogen. Diese Gabe wird erbeten und mitgeteilt, wie auch die Berufung durch den heiligen Geist geschieht. Im Ordinationsakt hat die Mitteilung ihren Ort in der Handauflegung unter Gebet. Dabei verschwindet in der Darstellung Heubachs das Gebet gänzlich, und die Handauflegung rückt in die Mitte. Da aber Christus ordiniert, erhält die Ordinationshandlung einen Charakter *indelebilis*, und aus ist es mit dem *adiaphoron*.

Zur missio: Die Ordination enthält eine klare missio zum munus pascendi. Darin besteht ihre Konkretetheit. Da der Auftrag von Christus erteilt wird, ist er unabänderlich und kann sich nur entweder zum Segen oder zum Fluch für den Ordinierten auswirken. Die Pflicht dieses Auftrages aber bleibt bis zum Tode.

Wenn man dieses Buch von Heubach liest, beschäftigt den Leser bis hierher dauernd die Frage: wo bleibt eigentlich die Gemeinde. Dazu wird gesagt: die Ordination geschieht für die Kirche, also weil Kirche ist. Die Gemeinde hat nur, sofern Anteil, als ihre Glieder sich zu diesem Dienst rufen lassen und sie einige Glieder an die Ordination heranzieht. Andererseits aber ist der Obersatz umzukehren: ordiniert wird, damit Kirche werde. Die Kirche hat also ihren Ursprung im Amt, in der Ordination. Dieser Satz macht uns stutzig. Sollte etwa die Ordination oder das Amt die Kirche konstituieren? Heubach würde mit einem klaren Ja antworten; denn das Amt ist repraesentatio Christi.

Weiter wird die Meinung vertreten, daß der Auftrag, den die Ordination erteilt, nicht parochial gedacht werden kann. Denn alle konkretisierten Aufträge sind Partizipationen des einen Amtes. Es sind vocationes et missiones speciales, die von der ordinatio generalis herkommen. Wie es nur ein Amt gibt, so gibt es nur eine Ordination. Alle anderen Gemeindedienste werden diesem einen Amt zugeordnet, so daß sie nicht zum "esse", aber zum "bene esse" der Kirche gehören. Sie sind nicht de iure divino, sondern de iure humano eingerichtet. Obwohl Heubach jede Wertung vermeiden will, schleicht sie sich doch unter der Hand ein. Auch den Diensten wird zwar eine Ordination zuerkannt, aber wegen begrifflicher Schwierigkeiten nennt Heubach sie lieber Einsegnungen.

Wir waren vielleicht zunächst über den christologischen Ansatz erfreut. Jedoch merkt man, wie sich hier alles um das Amt gruppiert. Im Mittelpunkt der Anschauung Heubachs steht eben nicht Christus, sondern das Amt. Christus mit Stricke an dieses Amt gebunden: denn um das Amt geht es dem Verfasser. So erweist es sich als ein vermeindlich christologischer Ansatz. Aber nach diesem Ansatz haben wir weiter zu fragen und sind damit an das Neue Testament gewiesen.

3. Die Ordination im Neuen Testament.

a) ordinatio generalis.

Heubachs These lautet: Gott hat Christus zum Amt ordiniert, damit ist gemeint, das Amt der Versöhnung, besser der Dienst der Versöhnung. 2.Kor.5,18 hören wir: Gott hat uns durch Christus mit sich selbst versöhnt und uns den Dienst (diakonia) der Versöhnung gegeben. Er hat das Wort der Versöhnung in uns gesetzt (V 19). Wir sind Gesandte anstelle Christi (V 20 hyper Christou).

Wir fragen nun nach dem Ort, an dem die Ordination zu diesem Dienst geschieht. Sehen wir auf das Leben Jesu, wie es uns die Evangelien schildern, so hebt sich klar die Stelle heraus, an der man von der Ordination Jesu sprechen kann, die Taufe. Hier ist der Ort, an dem Gott beruft, segnet und sendet. Die Berufung Jesu wird durch das Zitat aus Ps. 2, 7 ausgedrückt: du bist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe (Mark.1, 11; Matth. 3, 17; Luk. 3, 22).

Gott ruft Jesus in der Taufe vor den Menschen zu sich. Zugleich aber ist ja dieses Zitat aus dem Königpsalm genommen, und dieser Passus wird wohl eine Inthronisationsformel gewesen sein. Dann aber handelt es sich bei der Taufe um einen Akt, der die Zukunft des Täuflings angeht. Von nun an wird Jesus seinen Dienst auszufüllen haben. Die Taufe Jesu steht ja auch am Anfang seiner Wirksamkeit. Sie stellt den Akt seiner Inthronisation dar. Jesus tritt seine Sohnschaft an mit der Aufgabe der Versöhnung. Wir finden hier das zweite Merkmal der Ordination wieder, die Sendung. Weiter wird er in der Taufe mit dem heiligen Geist ausgerüstet. Keine Sendung geschieht ohne die Gabe, die zur Erfüllung des Auftrags notwendig ist. Wir erkennen als drittes Merkmal der Taufe die Ausrüstung (Mark. 1, 10; Matth. 3, 16; Luk. 3, 22).

Nun hat aber Jesus seine Jünger nicht getauft. Doch finden wir in dem Geschehen zwischen Jesus und seinen Jüngern diese drei Merkmale wieder, wenn auch nicht in einem einmaligen Akt. Die Berufungserzählungen und die Beauftragungen (Mark. 15, 15ff; Matth. 18, 16-20) sind ausführlich dargelegt. Dazu kommt die Geistverleihung zu Pfingsten (Act. 2) oder die Bemerkung Joh. 20, 22. Erst nach Pfingsten beginnt die Wirksamkeit der Jünger, denn erst hier geschieht die Ausrüstung zum Dienst. Bis hierher reicht das Taufgeschehen dessen, der mit dem heiligen Geist tauft. Wir können uns nicht der Meinung anschließen, daß es sich hier nur um eine begrenzte Anzahl von Menschen handelt, die aus der Anhängerschaft Jesu besonders herausgerufen wäre, etwa um den festen Kreis der Zwölf. Denn nur Matthäus redet von den Elf, aber gerade bei ihm läßt das Wortspiel mathetai und mathetenein eine solche Begrenzung nicht zu. Außerdem muß man sagen, daß die dodeka eine Konstruktion sind. Wo bleiben sie eigentlich in der Apostelgeschichte? Als Gemeindeführer treten die drei Säulen, Petrus, Johannes und Jakobus, der Herrenbruder auf, wobei der letzte noch nicht einmal zu den dodeka gerechnet werden kann. Aber von den anderen hört man herzlich wenig. Bezeichnend ist auch die Nachwahl. Offensichtlich wird aus einem größeren Kreis von Augenzeugen einer nachgewählt. Hinzu kommt, daß die Zahl derer, die zu Pfingsten den heiligen Geist empfangen haben, weit größer gewesen sein wird als die Zwölf. Daraus geht hervor, daß diese Stellen nicht dazu benutzt werden können, aus ihnen ein besonderes Amt für besondere Personen innerhalb des Jüngerkreises abzuleiten und damit eine besondere Ordination für diese Personen. Vielmehr zeigt sich, daß es sich hier um Taufgeschehen handelt, das auf die ganze bestehende Gemeinde zu beziehen ist. Gewiß, die Glieder der Gemeinde werden berufen, ausgerüstet und gesendet, und insofern ordiniert, aber diese Ordination fällt in das Taufgeschehen und bezieht sich auf einen weiten Personenkreis, sicher auf die gesamte Gemeinde.

Die Gemeinde hat auch später in der Apostelgeschichte Taufe und Geistbegabung zusammen gesehen. Gerade Act. 8, 14-17 und 10, 44-48 zeigen den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Taufe und Geistverleihung. Interessant ist festzustellen, daß bei der Taufe als Zeichen der Geistverleihung die Handauflegung praktiziert wurde. Denn diesen Ritus finden wir bei der Ordinationshandlung wieder. Er soll verdeutlichen, daß bei der Taufe der Geist übertragen wird. Die Geistverleihung ist die positive Seite der Taufe. Nur unter dieser Voraussetzung können die Christen von Paulus als die hagioi angesprochen werden. Ebenfalls werden die Christen von Paulus als die Berufenen angesprochen. Man wird auch eine Stelle wie Röm. 8, 14 zu beachten haben. So werden nach dem Zeugnis des Neuen Testaments alle Christen von Gott und Christus durch das Wort und die Taufe berufen und ausgerüstet. Dann aber sind sie

auch verpflichtet, mit dem ihnen anvertrauten Pfund zu wuchern. Sie sind gesendet zu dem einen Dienst der Versöhnung. Wenn wir also die Ordination in dem Taufgeschehen wiederfinden (jedenfalls die, von der Heubach spricht), dann sind alle Christen zum Amt der Versöhnung ordiniert, d.h. berufen, gesegnet und gesendet. Wir sind bei dem Priestertum aller Gläubigen gelandet. Immerhin hat auch E. Käsemann auf den Zusammenhang von Taufe und Ordination aufmerksam gemacht (siehe Literaturangabe). In seiner Untersuchung von 1.Tim.6, 11-17 hat er festgestellt, daß es sich um eine Ordinationsparänese handelt, bei deren Abfassung sich die Gemeinde auf das Taufbekenntnis besonnen hat. Die Ordinationsparänese ist aus liturgischen Stücken von Taufparänesen zusammengearbeitet worden.

Ich möchte den Satz aufstellen: Die Taufe ist die *ordinatio generalis*. Alle Christen sind zum Amt der Versöhnung berufen, ausgerüstet und gesendet. Nur dieses eine Amt gibt es. Durch dieses Amt regiert Christus seine Kirche. Wo dieser Auftrag geschieht, da ist *repraesentatio Christi* durch den heiligen Geist. Daran ändert auch nichts der Brauch der Kindertaufe. Die Kindertaufe verdeckt zwar diesen Tatbestand, kann ihn aber nicht aufheben. Selbstverständlich werden wir nicht von einem festen Besitz des heiligen Geistes sprechen. Aber wo das Wort verkündigt wird, da geschieht Erneuerung des Taufgeschehens in Berufung, Ausrüstung und Sendung. Deshalb kann der Gottesdienst als der Ort angesehen werden, an dem die Menschen bei ihrer Taufe behaftet werden. Zur Taufe gehört das Bleiben, auf das das Johannesevangelium so viel Wert legt.

b) *ordinatio specialis*.

Wir machen jetzt den Unterschied zwischen *ordinatio generalis* und *ordinatio specialis*. Denn es finden sich im Neuen Testament einige Stellen, die von einer besonderen Berufung, Ausrüstung und Sendung zu besonderen Diensten sprechen. (Act. 6, 1-6; 13, 1-3; Act. 14, 23; 1.Tim. 4, 14; 2.Tim. 1, 6).

Zunächst ist festzustellen, daß die *ordinatio specialis* nicht auf Jesus zurückgeht. Jesus hat in diesem Sinne weder ordiniert, noch hat er seinen Jüngern den Befehl zu dieser Ordination erteilt. Ihre Berufung, Ausrüstung und Sendung haben wir als *ordinatio generalis* bezeichnet.

Weiter muß mit E. Schweizer gesagt werden, daß es Gemeinden gegeben hat, die eine spezielle Ordination nicht gekannt haben. Paulus kennt keine Ordination. Denkbar wäre sie bei ihm nur "als Anerkennung eines schon vorher geschenkten Dienstes" (a.a.O. S.188). Dasgleiche gilt von Johannes. Daneben gibt es Gemeinden, in denen die Ordination Brauch gewesen ist, Lukas, die Pastoralbriefe und Matthäus. Die *ordinatio specialis*, wie sie aus den obengenannten Stellen ersichtlich ist, stellt bereits ein Stück Kirchengeschichte dar. Es geht um die Beauftragung bestimmter Personen mit bestimmten Diensten. Dabei läßt sich eine Herkunft einerseits und eine Weiterentwicklung andererseits beobachten. Den Ursprung hat E. Lohse aufgezeigt (siehe Literaturangabe). Er liegt in der jüdischen Ordination zum Gelehrten und der Einrichtung der *schalach*, eine Sendung in einen bestimmten Dienst, meist einen Reisedienst. Ein Beispiel dafür stellt Paulus dar, der mit einem bestimmten Auftrag nach Damaskus gesendet war. Eine Parallele dafür ist in der christlichen Gemeinde die Aussendung der Jünger Matth. 10. Die letzte Stelle müßte noch genau untersucht werden. Jedenfalls hat hier eine Einrichtung der Gemeinde des Matthäus ihren Niederschlag gefunden.

Im Neuen Testament verschmelzen nun beide jüdischen Bräuche. Am deutlichsten ist das Act. 13, 1-3 zu erkennen. Hier haben wir eine Aussendung vor uns, die aber die Züge einer jüdischen Ordination trägt. Act. 13, 1-3 kann nicht für eine ordinatio generalis herangezogen werden, weil sowohl Barnabas als auch Paulus schon die Stellung christlicher Rabbinen in der Gemeinde hatten. Paulus spricht Gal. 1, 1 von seiner Berufung nicht durch Menschen, und Barnabas war schon der Bevollmächtigte der Gemeinde (Act. 4, 26; 9, 27; 11, 22). Es handelt sich um eine spezielle Ordination zu einem speziellen Dienst, unabhängig von ihrem sonstigen Dienst in der Gemeinde. (Siehe die Kommentare zur Stelle, besonders Haenchen).

Act. 6, 1-6 zeigt eine starke Komposition des Lukas und ist nicht als historischer Bericht zu werten. Lukas bringt hier das Bild seiner Zeit von der Ordination zur Geltung (um 80 n. Chr.). Die Sieben werden nicht, wie es zunächst scheint, zum Dienst der Armenpflege, sondern zu Evangelisten ordiniert (siehe Haenchen zur Stelle). Act. 14, 23 ist eigentlich zu knapp, um Rückschlüsse auf eine Ordination zuzulassen.

Ich gebe nun einige Resultate der genaueren Betrachtung dieser Stellen. Die Ordination geschieht zu einem bestimmten Auftrag, im wesentlichen der Wortverkündigung, (im Ältestenamt, im Reisedienst, im Evangelistendienst). Sie gilt als Bevollmächtigungsritus und als Verpflichtung. Sie enthält keine Weitergabe einer Tradition, etwa der Weisheit oder des heiligen Geistes. Der Sukzessionsgedanke ist eine Anlehnung an die jüdische Ordination, die eine Sukzessionskette bis zu Mose herzustellen versucht. Sie ist im Judentum eine Entwicklungsstufe und nicht von Anfang an vorhanden. Anklänge finden wir Act. 6, 1-6, wo auf Nu 27 angespielt wird, ein Kapitel, das auch die jüdische Ordination als ihren Ursprung beansprucht. Wir haben es bei diesem Gedanken in der christlichen Gemeinde mit einer Anlehnung an die jüdische Ordination zu tun, die auch bei den Christen eine zweite Entwicklungsstufe darstellen sollte. Zur Zeit des Lukas ist die Ordination fester Brauch in seiner Gemeinde. Er versucht den Sukzessionsgedanken zum Zuge zu bringen, indem er an Nu 27 seine Berichte anklingen läßt und die Ordination auf die Apostel zurückführt, was sicher nicht historischer Bericht ist. Hier ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Weiter ist die Handauflegung keine Verleihung des heiligen Geistes, sondern die Gabe des heiligen Geistes ist die Voraussetzung für die Ordination. Wir können die Ordination als die Bezeugung einer schon vorhandenen Gabe für die Gemeinde bezeichnen. Die Handauflegung kann nur im Zusammenhang mit dem Gebet verstanden werden. Sie bringt die Gewißheit der Gebetserhörung zum Ausdruck. Wie zu einem bestimmten Auftrag ordiniert wird, so muß auch sachlich eine bestimmte Gabe vorausgesetzt werden. Man muß eine Beziehung oder einen Zusammenhang zwischen der Gabe des heiligen Geistes in der Taufe und den verschiedenen Gnadengaben (charismata) erhellen.

Wir haben noch die Stellen 1. Tim. 4, 14 und 2. Tim. 1, 6 zu betrachten, in denen der Briefschreiber den Timotheus an seine Ordination erinnert. Auch hier ist zu einem bestimmten Dienst, der zwar schon umfassender, aber immer noch sehr konkret ist, ordiniert worden. Es wird aufgezählt: Leitung der Gemeinde, Einsetzung von Amtsträgern, Wortverkündigung, Leitung des Gottesdienstes, Beurteilung falscher Lehre, Rechtssprechung in der Gemeinde. Aber hier wird durch die Handauflegung das charisma vermittelt. Zum ersten Male tritt hier neben Gebet und Handauflegung eine Zusammenfassung der apostolischen Lehre und das Bekenntnis, mit dem sich Timotheus zum Dienst verpflichtet. Wir

sehen, wie in den Pastoralbriefen die Dienste zentralisiert werden. Die Entwicklung steuert auf das Amt zu, und zwar in Anlehnung an die Entwicklung der jüdischen Ordination. Die Beeinflussung vom Judentum liegt in den Pastoralbriefen besonders nahe, da sich auch in anderen Punkten jüdischer Einfluß geltend macht.

Daß man aber auch in der Zeit der Pastoralbriefe die Ordination zu bestimmten Diensten in ein Verhältnis zur Taufe setzte, wird aus dem oben erwähnten Aufsatz von Käsemann deutlich. Man benutzte in der Ordinationsparänese feste Stücke der Taufparänese. Käsemann schreibt dazu: "Auch die Taufe hatte schon unter Verheißung und Verpflichtung gestellt. Die Ordination spezialisiert nur die Verantwortung, die jedem Christen seit der Taufe obliegt,...." (S. 107). Es muß also in der Ordinationsdebatte darum gehen, *ordinatio generalis* und *ordinatio specialis* in ein Verhältnis zu setzen. Das wiederum hängt ab von dem Verhältnis der einen Gabe des heiligen Geistes in der Taufe und den Gnadengaben (*charismata*).

4. Systematische Gedanken und einige Thesen.

Jeder Christ empfängt in der Taufe die *ordinatio generalis*, damit auch die Gabe des heiligen Geistes. Zugleich wird er zum Dienst der Versöhnung verpflichtet. Der Dienst der Versöhnung geschieht in der Gestalt verschiedener Dienste an verschiedenen Aufgaben. Diese aber setzen verschiedene Gaben voraus. Diese wiederum sind die Gestalten oder Wirkungen des in der Taufe verliehenen heiligen Geistes. In den verschiedenen *charismata* nimmt der heilige Geist Gestalt an. In den *charismata* erweist sich und wirkt der heilige Geist. So hat auch jeder Getaufte mindestens eine Geistesgabe, anderenfalls ist an seinem Geistesbesitz zu zweifeln. So kann man sagen, daß jeder Christ auch die Möglichkeit hat, seine Verpflichtung zum Dienst der Versöhnung zu erfüllen, wenn er seine *charismata* in den Dienst der Gemeinde und ihres Herrn stellt, damit der Dienst der Versöhnung geschehe. Es erhebt sich hier die Frage, ob zu allen Diensten ordiniert werden soll. Oder soll ein Unterschied zwischen den Diensten aufgerichtet werden? Wem kommt die *ordinatio specialis* zu? Oder soll man auf eine *ordinatio specialis* verzichten und sich mit einer Indienstnahme oder Introduction begnügen?

Zur Frage nach dem Ordinator sei gesagt: Christus beruft zu seinem Dienst, durch die Verleihung des Geistes in der Gestalt eines *charisma*. Dieses Geschehen bezeichnen wir als *vocatio externa*. Die *vocatio interna* geschieht zumindest im Neuen Testament von verschiedenen Personen oder Personenkreisen. Die Ordinationsgewalt ist nicht auf die Apostel beschränkt, erst später setzt eine Zentralisation ein, wie ja auch im Judentum. Aber auch AS Teil 3 Art. 12 gesteht das Ordinationsrecht jedem Pfarrer zu, und es ist Sache menschlicher Vereinbarung, diesen Dienst auf einen oder mehrere Menschen zu übertragen. Im Neuen Testament ordinieren einmal die Apostel (Act. 6), dann wieder die Gemeinde (Act. 13), Paulus und einigen Presbytern wird die Ordination zugestanden. Prophetenstimmen wählen aus. Gerade bei dem letzten Vorgang, aber auch bei der Nachwahl Act. 1 durch das Los, soll die enge Beziehung zwischen *vocatio interna* und *vocatio externa* betont werden.

- Thesen:
1. Es gibt nur ein Amt der Kirche.
 2. Die Taufe ist die *ordinatio generalis* zu diesem Amt. In der Taufe ist das allgemeine Priestertum begründet.
 3. Die Ordination besteht aus Berufung, Ausrüstung und Sendung.

4. Voraussetzung für diese Ordination ist das Wort Gottes und die Antwort als Glaube.
5. Diese Ordination hat ihren Grund in der Taufe Jesu und der Ordination der Jünger in Berufung, Sendung und Ausrüstung.
6. Es gibt verschiedene Dienste der Kirche, die den Auftrag des Dienstes der Versöhnung ausführen.
7. Zu diesen Diensten gibt es eine besondere Ordination oder Indienstnahme (*ordinatio specialis*). Dazu gehört auch der Predigtdienst und die Gemeindeleitung. Es wird ja auch schon zu verschiedenen Diensten ordiniert, z.B. Lektoren, Paten.
8. Die *ordinatio specialis* hat als Voraussetzung eine besondere Gnadengabe (*charisma*) als konkrete Gestalt des in der Taufe verliehenen Geistes. Sie ist die Konkretisierung der *ordinatio generalis*.
9. Die *ordinatio specialis* kann nicht von Jesus hergeleitet werden. Es gibt in Bezug auf sie keine historische Sukzession.
10. Sowohl in der *ordinatio generalis* als auch in der *ordinatio specialis* ist Christus der Ordinator. Er beruft und sendet, und er verleiht den heiligen Geist und die Geistesgaben. Wir mögen es als *vocatio* oder *ordinatio interna* verstehen.
11. Die *ordinatio externa* geschieht in der *ordinatio specialis* durch die Menschen, die das *charisma* eines Christen entdecken und in den Dienst der Gemeinde stellen.
12. Wer diese Menschen sind, ist eine Frage menschlichen Rechtes und menschlicher Ordnung. Es kann die Gemeinde sein, aber auch beauftragte Glieder der Gemeinde.
13. Die Ordination ist Verpflichtung und Bevollmächtigung zu einem Dienst der Gemeinde und geschieht vor der Gemeinde.

Abzulehnen sind folgende Meinungen:

Die Ordination reiht in einen besondern Stand ein.

Es gibt besondere Rechte des "geistlichen Standes".

Es ist zu ergänzen:

Es wird zu einem bestimmten Dienst ordiniert, nicht zu einem Ort. Selbstverständlich kann dieser Dienst örtlich begrenzt werden oder kann sachlich örtlich gebunden sein. Aber die Dienste sind wie die Gaben überparochial. Mit Beendigung der Aufgabe oder mit Verlust der Gabe für eine bestimmte Aufgabe erlischt die *ordinatio specialis*. Ein neuer Dienst erfordert eine neue *ordinatio specialis*.

5. Kirchenrechtliche Bemerkungen.

In der Grundordnung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg handeln die Artikel 16, 18 und 29 von der Ordination. Daran ist folgendes zu kritisieren:

Die Ordination darf nicht auf das Predigt- und Hirtenamt beschränkt werden (siehe auch Art. 34). Der Begriff "Rechte des geistlichen Standes" ist zu verwerfen. Es gibt in der Kirche Jesu Christi keine Standesordnung, sondern nur eine Bruderordnung. Die Kirche kann weder Rechte übertragen noch aberkennen. Sie kann nur Verpflichtungen herausstellen, die ihren Grund in einer Geistesgabe haben. Die Ordination hat nicht den Charakter der Einmaligkeit. Soll ein Ordinierter einen anderen Dienst übernehmen, so bedarf es einer neuen Ordination.

An dieser Stelle möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen besonders umstrittenen Punkt lenken, das Lehrversprechen. Ausgehend von dem Zusammenhang zwischen ordinatio generalis und ordinatio specialis kann die Voraussetzung für die ordinatio specialis nur die Taufe sein. Deshalb braucht ein Lehrversprechen nicht über das Taufbekenntnis hinauszugehen. Alle über das Taufbekenntnis hinausgehenden Versprechen sind sekundär. Dieser Tatbestand muß berücksichtigt werden. Der Ordinand kann sich höchstens dazu verpflichten bei einer abweichenden Meinung von der Tradition, diese eingehend zu prüfen. Aber die Tradition darf nicht zu einem Gesetz werden, das das Gewissen des Christen knechtet. Damit entfernen wir uns selbst von der reformatorischen Erkenntnis.

- . . . -

Literatur: Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche Göttingen 1959 4. Aufl.

- Paul Althaus: "Die christliche Wahrheit" Bd 2 Gütersloh 1948
- Werner Elert: "Der christliche Glaube" Berlin 1941
- Wolfgang Trillhaas: "Der Dienst der Kirche am Menschen" München 1950
- Alfred Dedo Müller: "Grundriß der Praktischen Theologie" Gütersloh 1950
- Rudolf Bultmann: "Theologie des Neuen Testaments" Tübingen 1954 2. Aufl. S. 138, 133, 453
- Die Kommentare zu den einschlägigen Stellen.
- Eduard Lohse: "Die Ordination im Spätjudentum und im Neuen Testament" Berlin 1951
- Eduard Schweizer: "Gemeinde und Gemeindeordnung im Neuen Testament" Zürich 1959 in Abhandlungen zum Alten und Neuen Testament Herausg. W. Eichrodt und O. Cullmann
- Ernst Käsemann: "Das Formular einer neutestamentlichen Ordinationsparänese" in Exegetische Versuche und Besinnungen Bd 1 Göttingen 1960
- Joachim Heubach: "Die Ordination zum Amt der Kirche" Berlin 1956
- Grundordnung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg.
- Wilhelm Löhe: "Aphorismen über die neutestamentlichen Ämter und ihr Verhältnis zur Gemeinde" Nürnberg 1849
- Theodor Kliefoth: "Liturgische Abhandlungen" Bd 1 1. Aufl. Rostock und Schwerin 1854
- A.F.C. Vilmar: "Die Lehre vom geistlichen Amt" Marburg u. Leipzig 1870
- Georg Rietschl: "Luthers Ordinationsformular in seiner ursprünglichen Gestalt" ThStKr 1895 S. 168-180

Zur Problematik des Eigentums

Zum christlichen Eigentumsverständnis

Th. Jaeckel, Mainz-Kastel, Gossner Haus, Mai 1961

A l t e s T e s t a m e n t

Statistische Bestandsaufnahme

Im AT gibt es vererbbares Privateigentum an Grund und Boden, besonders bei qualifiziertem Anbau (Wein, Obst), 4. Mose 27,7. Aber es ist nur beschränkt veräußerbar, 1. Könige 21,1-3 (Naboths Weinberg). Der Eigentümer hat also das Nutzungsrecht, aber kein uneingeschränktes Verfügungsrecht. Denn es besteht die Praxis der Sippenhilfe. - Grundbesitz, Felder und Häuser, kann durch Kauf erworben werden, 1. Mose 23,16/17; 33, 19; 2Sam 24, 18ff; Jerm. 32, 6ff; 37,12.

Genossenschaftliches Grundeigentum gibt es da, wo Viehwirtschaft getrieben wird. (Weide, Wald, Acker).

Es gibt auch Königsgut und Großbesitz. Privatleute konnten in großes Feudaleigentum hineinwachsen und eine Geldmacht werden. Jes. 5,8.

Rechtlich erworbenes und zur Lebenssicherung nötiges Eigentum steht unter Gottes Schutz. 5. Mose 19,14. Hosea 5,10; Ex. 22, 4/5; 20,17; Micha 2,2.

Aber die Ausnutzung von Eigentumsrechten darf nicht dem Armen und Hungrigen gefährlich werden. Denn Gott hat sich Israel zum Eigentum gewählt. Darum darf es grundsätzlich keinen Armen in Israel geben. Dt. 15,4-8. Israels Volk und Land sind Gottes Eigentum. Dieser Gedanke wird im Dt. ausgeformt (siehe Anmerkung) und vom Priesterkodex stark unterstrichen. Die Ausnutzung der Eigentumsrechte darf nicht das Ordnungsgefüge der Gemeinschaft gefährden. Daher ist das 50. Jahr das Halljahr, Lev. 25,10. Dieses Institut will erreichen, daß jeder zu seinem Besitz und zu seiner Sippe zurückkommen soll. Also Verkauf ist nur der Verleih befristeter Nutzungsrechte. Die Norm dieses Sozialprogramms ist: Im freien Volk lebt der freie Mensch auf freiem Boden im Dienste Gottes, Lev. 25,18.

Gleichzeitig verkündet der Schöpfungsglaube das Herrschafts- und Verfügungsrecht Gottes über die Welt, die er sich bereitet hat und in der der Mensch Verwalterdienst zu tun hat. Gen.1.

Gott wird also als Schöpfer und Geschichtslenker zum Eigentümer von allen Sachen, Völkern und Menschen erklärt. Ex. 19,5; Dt. 32,49; Hes. 18,4; Mal.3,17; Hagg.2,8; Jes.43,3/4, 19,24/25. Ps. 24,1.

Anmerkung über das Dt.

Das Dt lehrt, daß Gott durch das Eigentum an Boden den Treuedienst freier Menschen haben und sichern will. Begründung:
1. Israel ist Gottes Eigentum, Dt. 10, 14/15, seit der Erwählung, die sich in der Erlösung aus Ägypten zeigt. Israel gehört nicht sich selbst. Gott ist sein Herr. 2. Gott gibt Israel das Land, Dt. 1, 21. "Erwählet" ist das Volk. "Gegeben" ist das Land. In diesem Heilsland soll Israel zur Ruhe, zum ungestörten Leben vor Gott kommen. Dt. 3, 20; 12, 9.

Das Eigentumsvolk soll in Kanaan aus der Fülle der Gaben Gottes leben. Dafür hat Israel dankbar zu sein, Dt. 8, 10. Dann liegt Segen auf dem Volksleben. Falls Israel jedoch die beiden Heilstatsachen vergißt, kommt Gericht und Fluch. Dt. 8, 11-20. Denn dann steht nicht Gott in der Mitte, sondern Israel selbst. Es erkennt sich nicht mehr als Gottes Eigentum und das Land nicht mehr als Gabe Gottes. Nur wenn Israel sich als Eigentumsvolk Gottes und das Land als ihm von Gott gegeben anerkennt, ist Gott bestimmend in der Mitte Israels und ist das Gottesvolk eine Schar von Brüdern auf gemeinsamem Erbland.

Worum handelt es sich?

Das AT ist ein Beispiel dafür, wie religiöse Forderungen das weltliche Rechtsleben, also auch die Haltung gegenüber dem Eigentum, die auch im AT zunächst die allgemein damals übliche war, beeinflussen. Ein religiös orientiertes Rechtsdenken bricht in die weltlichen Eigentumsvorstellungen da ein, wo die Ausnutzung der Eigentumsrechte die soziale Brüderlichkeit verletzt und wo hemmungsloses menschliches Machtstreben die Pflicht zum brüderlichen Mit- und Füreinander mißachtet.

Das geschah in der Zeit des aufkommenden Frühkapitalismus, als die breiten bäuerlichen Massen durch Verschuldung, Steuerdruck, Rechtsbedrückung und politische Entrechtung proletarisiert wurden.

Als diese soziale Krise entstand, meldete das religiöse Rechtsdenken gegen diesen Mißbrauch der Eigentumsrechte an Grund und Boden Protest an. Die Profeten erklären, daß Gott sagt: "Mein ist das Land; denn Schutzbürger und Beisassen seid ihr bei mir", Lev. 25, 23. Was Menschen an Grund und Boden besitzen, ist ihnen nur zur Verwaltung und Nutzung übergeben. Es ist ihnen gleichsam nur geliehen, damit es gemeinschaftsbildend wirkt. Da Gott der eigentliche Grundbesitzer ist und Gott Israel aus der Knechtschaft Ägyptens in die Freiheit gerufen hat, Dt. 7, 6-8, sollen die Israeliten sich jetzt nicht durch gemeinschaftsspaltende Eigentumsverhältnisse und dadurch ermöglichte hemmungslose Machtausnutzung gegenseitig knechten.

Was bedeutet das für das Eigentum?

1. Das Verständnis von Eigentum ist im AT weit, unbeschwert und frei.

a. Dt. 23, 25/26. Man darf Trauben und Korn vom Nachbarn essen nach Herzenslust, aber nicht mit Korb und Sichel hamstern. Es gibt keine enge und starre Eigentumsgrenze. Denn das Land gehört nicht dem Nachbarn, sondern Gott, das heißt der Gesamtheit.

- b. Ex. 22, 24/25. Zinsverbot gegenüber dem Armen. Eine Bereicherung des Starken durch die Not des Schwachen widerspricht der Basis des israelitischen Volkslebens, nämlich der Tatsache, daß es von Gottes Gabe lebt. Dem Bruder soll durch Ausleihen geholfen werden. An ihm soll aber nichts verdient werden. Wird Besitz durch Zinssätze aufgehäuft, so kommt Gottes Segen im Volk zum Stocken.
- c. Dt. 15. Alle sieben Jahre ein Erlaßjahr für Darlehen. Ziel: Hilfe Gottes fürs ganze Volk, besonders für die Schwachen. Auch sie sollen zu Eigentum kommen, ebenso wie das arme bedrängte Gesamtisrael aus Ägypten ziehend in Kanaan zum freien Eigentümer des Landes aus Gnaden geworden ist. Das Erlassjahr ist ein von Gott verordneter Lastenausgleich, der in der Tatsache der Erlösung aus Ägypten wurzelt. Also: Gottesherrschaft gegen private Spekulation, Profitgier und Ausbeutung.

2. Das Eigentum wird geschützt gegen den Starken, der Gott vergißt. Dt. 5, 19: Du sollst nicht stehlen. Oder positiv: Dt. 22, 1ff: Du sollst das weggelaufene Rind deinem Bruder wieder zuführen. Du darfst dich nicht entziehen. Dt. 24, 6: Keine Pfändung von Gebrauchsgegenständen, die der Bruder zum Leben braucht.

Israel darf nicht über sich selbst oder seine Güter verfügen. Gott bestimmt die große Freiheit, aber auch die straffe Ordnung des Eigentums. Es hat immer mir als Gemeinschaftswesen und dem Nächsten zu dienen.

N e u e s T e s t a m e n t .

Das siebente Gebot setzt das private Eigentum als Institution voraus; es erteilt aber keine Berechtigung, privates Eigentum zu haben. Es verlangt vielmehr, daß wir uns auf Grund der bestehenden Eigentumsverhältnisse darum mühen, daß dem Nächsten das Seine wird.

Das AT hat keinen Eigentumsbegriff, keine Philosophie über das Eigentum, etwa folgendermaßen: "Damit der Mensch im Unterschied zum Tier seine Geistnatur realisieren kann, muß er Vorseorge treiben und als Mittel dazu Eigentum haben" (rerum novarum). Das AT greift also nicht auf das Naturrecht zurück, sondern argumentiert geschichtlich. Aus Ägypten und der Sklaverei geführt sind wir über alle Maßen beschenkt worden. Das sollten wir in der Behandlung unseres Nächsten bezüglich Eigentum nie vergessen. Darum ist Eigentum im AT Lehen von Gott. Darum gibt es auch die Institution des Sabbatjahres. Freie Menschen sollen auf freiem Boden Gott dienen und eine freie Gemeinschaft darstellen, die sich nicht vom Besitz binden, knechten und spalten läßt.

Das NT setzt die Linie des AT fort. Dem basileus oder kyrios gehört alles. Die Verfügung über die Sachen ist dem Belieben des Einzelnen entzogen. Die Verwaltung des Besitzes ist eine Funktion des Volkes des Eigentums. 1. Petr. 2, 9; Eph. 1, 14; Tit. 2, 14. -, das das eschatologische pneuma empfangen hat.

Es ist nicht wichtig, was für eine Meinung ich über die Eigentumsordnung habe, in der ich stehe, sondern was ich als unter Gottes Gebot stehend und als von Gottes Geist Geführter mit meinem Eigentum mache. "Verkaufe alles, was du hast" (Reiche Jüngling). "Gib auch den Mantel". Paulus, Phil. 4: Reichtum und Armut - beide werden Mittel zur Missionsarbeit und zum Aufbau der Gemeinde. 1. Korth. 7. "Haben, als hätte man nicht".

Das NT sanktioniert nicht das Privateigentum, noch bekämpft es dies. Sondern wie das AT teilt es mit seiner Umwelt die Anschauung über die bestehenden Eigentumsverhältnisse. Wir finden bei Jesus und im NT keine direkte organisatorische Lösung der Eigentums- oder der sozialen Frage.

Aber das NT sieht die Gefahren des Besitzes schärfer als das AT. Es bestreitet den Wert des Besitzes. Es ist dem Eigentum gegenüber kritischer als das AT.

Worin sieht das NT die Gefahren des Besitzes?

- a. Besitz macht innerlich unfrei. Matth. 6,19-21: "Wo euer Schatz ist, da ist euer Herz." Er verleitet zur merimna (Sorge): Luk. 21,34 "Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschwert werden mit Essen und Trinken und mit Sorgen um Nahrung."
- b. Besitz macht gierig nach mehr. Pleonexia. Jakobus 4,1-4; 5,1-4; 1. Tim. 6,9/10: "Erwerbssucht ist eine Wurzel alles Übels".
- c. Besitz macht hart und gefühllos für die Not und Bedürfnisse anderer. Besitz macht gedanken- und bedenkenlos gegenüber Ausbeutung. Jak. 2,6; 5,4; Luk. 16,19ff.

1. Jesus verachtet den Besitz und seine Probleme und war ihnen gegenüber ungeduldig. Für ihn waren das zweitrangige Fragen: Luk. 12, (die streitenden Vettern): "Laßt mich mit euerm Kram zufrieden".

2. Besitz vergeht. Der Rost und die Motten fressen ihn. Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen. Seid darum frei von ihm.

3. Das Scherflein der Witwe, Markus 12. Seid frei, den Besitz zu nutzen, zu schenken. Luk. 16: Macht euch Freunde mit dem Besitz. Helft euch einander mit ihm. Teilt das göttliche Geschenk untereinander aus.

4. Reicher Jüngling. Mark. 10. Erfahrungsgemäß trennt Besitz; er stört die Gemeinschaft. Er macht frei von gesunder Abhängigkeit von der Gemeinschaft (siehe die Bauern, die als Unabhängige hoffnungslose Egoisten werden, da sie sich immer wie Götter benehmen können) und läßt volles Verantwortungsgefühl für die Gemeinschaft nicht aufkommen. Darum kommen die Begüterten schwer in das RG. Mr. 10,23.25. Besitz wird leicht stärker als der Mann der besitzt. Natürlich kann man sagen, daß sowohl arm wie reich in Christus eins sind; tatsächlich jedoch können nur starke Charaktere wie Jesus an dem Tisch des Reichen sitzen und sich nicht von seinem Reichtum beeindrucken lassen.

lassen. - Jesus wollte den jungen Mann für die Bruderschaft, die er schuf, zurüsten. Dazu mußte er so werden wie andere gewöhnliche Leute. Dazu war es notwendig, sich vom Besitz zu trennen. - Gottes Reich wird sichtbar in normalen, gesunden menschlichen Beziehungen. Und für einen Reichen ist es sehr schwer, solche normalen, gesunden Beziehungen mit anderen zu haben. Ohne irgendeine Form des Entsagens geht es nicht.

Praktisch wirkt sich auf der Erde das zukünftige Gottesreich aus als eine Gemeinschaft der Gerechtigkeit, Gleichheit und Liebe. Aber es ist schwer, viel Besitz "gerecht" zu erwerben, ihn in Gleichheit mit anderen zu behalten und ihn auszugeben in Liebe. (W. Rauschenbusch).

Es gibt im NT dem Besitz gegenüber verschiedene Akzente. Auf dem einen Flügel ist das Johannesevangelium. Es redet nicht von Besitz, sondern von zoe aionios (ewigem Leben); und zwar theologisch. Der Gottessohn schreitet dort triumphierend und menschlich unberührt durch die menschlichen Diskussionen, Nöte und Tod.

Lukas und Jakobus bilden den anderen Flügel. Luk. 1,50-53 Magnificat; Hungrige hat er mit Gütern erfüllt und Reiche leer weggeschickt. 3,5. 10ff, Täufer-Predigt. 6,20: Selig seid ihr Armen, denn euch gehört das Himmelreich. 6,21: Selig seid ihr, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet gesättigt werden. 6,24ff,30: Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin. 4,16-21, Jesus hält zu den Bedrückten. 12,13ff.33. Reicher Kornbauer. "Verkauft euren Besitz". 16,10-14: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. 16,19ff: Lazarus und reicher Mann. 18,22: Reicher Jüngling. 19,1ff: Zachäus. Jakobus 1,10. 11; 2,3. 5.6. 14-17 (Glaube ohne Werke) 4,1ff; 5,1-6

Dazwischen ist Paulus. Bei ihm wird die soziale Frage innerhalb der christlichen Bruderschaft gelöst. Durch Teilhaben lassen 2. Kor. 8,14; Phil.4,14; Röm.12,8; Gal.6,10. Also durch freie - 2. Kor. 8,3. 8; 9,7 - liebende, 2. Kor.8,8, Fürsorge von Mensch zu Mensch, Phil. 4,10. Also: Individueller Glaube und Liebe statt Gier und Sorge, Kol.3,5; Titus 1,7; Phil. 4,6. Das ist koinonia-Ethik. Paulus kümmerte sich nicht um die Rettung der Welt (diese vergeht ja, 1. Kor.7; 1. Joh.2), sondern um die Echtheit der Kirche. Seine Ethik war nicht für jeden, sondern für die Bruderschaft.

Paulus und die Urchristen standen in der Situation der missionierenden Minorität und des Verfolgtwerdens. Darum kümmerten sie sich nur um die Reinheit des Zeugnisses der Kirche, nicht um die Rettung der Welt vor Gericht und Strafe, Sie wußten, daß die Welt nicht an dem Gericht Gottes vorbei, sondern nur durch es hindurch - oder durch Buße als Vorwegnahme des Gerichtes - gerettet werden kann. In ihrer Situation hat die apokalyptische Eschatologie, wo man - anders als in der profetischen Eschatologie - alles Handeln von der Majestät Gottes erwartet, Sinn.

Unsere Lage heute aber ist eine andere. Heute stehen Christen in politisch und sozial verantwortlichen Stellen. Außerdem haben Demokratien keine Obrigkeit, mit denen sie sich als ge-

setzen abfinden müssen, sondern wir regieren uns selbst und sind darum verantwortlich dafür, den Schwachen und Armen gegen Ausbeutung durch die Starken zu schützen. Soziale Gerechtigkeit ist die Form der agape im Raum der Nicht-Glaubenden.

Die protestantische Kirche hat sich bis heute stark von der Paulus-Linie (apokalyptische Eschatologie = Laß Gott machen; Autonomie des Wirtschaftslebens usw.) beeinflussen lassen. Das war gefährlich. Denn der Mittelstand, sowie bäuerliche und typisch kapitalistische Kreise folgten der paulinischen Linie (theologisch radikal; sozial konservativ) und ließen die scharfe soziale Botschaft des Lukas und Jakobus unbeachtet oder interpretierten sie weg.

Die katholische Kirche hat in dieser Beziehung ein umfassenderes Bibelverständnis und wacheres soziales Gewissen gehabt als der Protestantismus.

Die protestantische Theologie hat zu lange betont, daß christliche Ethik im wesentlichen eine Gesinnungssache und nicht für die gesellschaftlichen Strukturen verantwortlich sei. So beruhigte sich das Gewissen, das von Liebe brennen und vom Heiligen Geist getrieben sein sollte. Es gab sich zufrieden mit einer kleinbürgerlichen, gutwilligen Untertanenhaltung gegenüber den herrschenden Mächten und der jeweils tonangebenden Weltanschauung. So hat die christliche Morallehre den Menschen in seinen eigenen Interessen bestätigt, indem sie diese mit christlichen Worten wie "Liebe" verbräute.

N T, Zusammenfassung

1. Bleibt Personen. Werdet nicht zu Sklaven des Besitzes. Geht ohne Gepäck. Laßt euch die Freiheit nicht durch den Besitz rauben. Denn Gott ist der Eigentümer; ihr seid nur Verwalter zur Ehre Gottes.

2. Helft euch durch den Besitz gegenseitig zu rechter Gemeinschaft. "Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon". Luk.16,9. "Es ist niemand, der Haus oder Bruder... oder Acker um meinetwillen verläßt, und nicht 100 fältig empfangen jetzt in dieser Zeit Häuser und Brüder... und Äcker" Mark.10,30. "Was ihr getan habt einem unter diesen geringsten meiner Brüder, das hat ihr mir getan". Matth.25,40. "Arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß du habest zu geben dem Dürftigen". Eph.4,28.

Der Zweck des Besitzes ist es, zum Wachsen von brüderlicher Liebe zu dienen.

A b s c h l u ß z u r B i b e l

1. Die Bibel gibt keine erschöpfende Auskunft über das Wesen des Eigentums. Der wahre Eigentümer ist Gott. Wir Menschen sind in den jeweiligen Eigentumsstrukturen, in denen wir leben, Verwalter seines Eigentums.
2. Nach Gottes Willen kann es Privateigentum und Gemeineigentum geben. Eigentum hat immer Dienstcharakter. Sein Gebrauch hat immer dem Allgemeinwohl zu dienen. Die Bibel tritt also ein für eine sozial gerechte Eigentumsordnung.
3. Die Bibel schützt das Eigentum. Sie stellt aber die überkommene Eigentumsstruktur durch Hinweis auf den Nächsten und auf das Handeln Gottes in der Geschichte (Eschatologie) infrage.

D i e F r ü h e C h r i s t e n h e i t

Die Gesellschaftsordnung war auf Eigentum, Besitz gegründet. Die sozialen Gegensätze wurden daher größer.

Demgegenüber wahrten die Christen kritische Distanz zum Besitz und lehnten ein Streben nach viel Besitz, Reichtum ab. Es wirkten nach: Jesu Warnung vor Reichtum (und pleonexia); dessen Relativierung bei Paulus; dann Jakobus und das Vorbild der Urgemeinde in der Apostelgeschichte. Didache 1, 5/6; 4, 5-8; 12, 3-13; 7. Barnabas 19, 8/9; Hirte des Hermas (vis 3 und 6), Polyklet 4, 1. -- Vornehme Christinnen sind durch Verschenken ihres Vermögens zu Bettlerinnen geworden; Makarius Magnus III, 5. Die Christenheit blieb sich bewußt, daß sie mit ihrer Haltung nicht nur zum Lebensziel ihrer Zeit, sondern auch zu den sozialen Zuständen in Gegensatz stand.

Auch bei den Kirchenvätern waren Reichtum und Besitz ein Problem. Man wußte: Die Herrschaft Gottes stimmt nicht zum dominium des römischen Rechtes. Der Mammon enthält die Versuchung zum Götzendienst. Die Träger der Heilsbotschaft stehen grundsätzlich auf der Seite der Benachteiligten. Die bestehende Eigentumsordnung wird hingenommen, aber nur als Folge des Sündenfalls. Gregor von Nazianz, MPG 35, 889ff. Der Nachdruck liegt auf dem Protest gegen den Luxus der Reichen und gegen die Verwahrlosung des Proletariates in den Städten.

Damit verbinden sich, besonders im Osten, platonisierende Vorstellungen vom Gegensatz Geist-Materie.

Die Entscheidung darüber, ob in diesem kritischen Kirchenväterprogramm die urchristliche Eschatologie weiterlebt oder neu-platonisch spiritualisiert wird, hängt davon ab, ob im Verzicht auf Besitz der Ton auf einem persönlichen Heilungsstreben liegt, oder ob eine Gemeinschaftsordnung gesucht wird, die sich nicht in das Schema dieser Welt, Römer 12, 2, einspannen lassen will. Diese Frage ist bei Tertullian und Augustin zu entscheiden.

Im Mittelalter

Die altkirchliche eigentumskritische Tradition verbindet sich mit:

1. dem germanischen Recht (Gemeinwirtschaft),
2. wird sie spürbar in der Spannung zur feudalen Gesellschaftsordnung; Bauernaufstände,
3. wird sie sichtbar im Gruppeneigentum der Klöster,
4. in den chiliastischen Bewegungen; Albigenser, Franziskaner. Die franziskanische Theologie sagt: Privateigentum ist eine Folge der Sünde.

Thomas von Aquin verteidigt demgegenüber das Privateigentum, weil es in seiner Zeit infolge des Lehnswesens und der bäuerlichen Gemeinwirtschaft seiner Meinung nach zu wenig davon gab. Ihm liegt daran, die durch das Evangelium in die Welt gekommene Würde und den Wert der Person zu entfalten.

Mit Aristoteles leitet er das Recht des Menschen auf Eigentum aus der Anthropologie her. Der Mensch hat ein angeborenes Recht auf privates Eigentum. Thomas begründet/im Wesen des Menschen, in seiner Freiheit und in der soziologischen Struktur der Humanität gegenüber dem Tier. - Der ordo aller Dinge verlangt, daß jedes Ding der Fürsorge eines Eigentümers untersteht. Aber hinsichtlich des Gebrauchs hat der Einzelne die Dinge weitgehend "als gemeinsam" zu halten. - Die urchristliche eschatologische Haltung ist damit ersetzt durch eine alles umfassende und ordnende hierarchische Struktur.

Die Reformation

Nach Luther braucht der Christ Eigentum, um Gott dienen zu können. Nicht das Eigentum als solches interessiert Luther, sondern das Gebot Gottes und die Liebesforderung Jesu. Luther sieht als Entscheidendes am Eigentum nicht das Verfügungsrecht (römisch), sondern er sieht im Eigentum eine Funktion für die Lebensgemeinschaft der Christen und für die Wirtschaft. Eigentum gibt einen besonderen Auftrag, den der nicht leisten kann, der kein Eigentum hat. Wer Eigentum hat, hat damit ein Amt. Wer dies Amt nicht erfüllt, hat damit sein Recht auf Eigentum verwirkt. Eigentum ist für Luther ein individual-ethisches Problem.

Für Zwingli ist Eigentum ein politisches Problem. Liebe und Privateigentum schließen sich aus. Es gibt nur einen Eigentümer: Gott. Eigentum ist daher Lehen von Gott. Aus dem, was Gott frei gegeben hat, machen wir privates Eigentum. Zwingli konnte die herrschende Eigentumsordnung nur als Sündenordnung verstehen.

/=das Recht auf Eigentum (wie Aristoteles, die Stoa und E. Brunner)

Für Calvin sind Eigentumsprobleme Gemeinschaftsprobleme. Eigentum ist nur Lehen von Gott; es ist dem Einzelnen zur treuen Verwaltung anvertraut. Er soll es in treuer Arbeit als Gottes Mitarbeiter mehren. Da es ihm nicht gehört, ist eigener Luxus verboten. "Ein frommer Mann muß alle seine Möglichkeiten zu den Möglichkeiten der Brüder machen und auf seine privaten Interessen nur im Hinblick auf den gemeinsamen Aufbau der Kirche bedacht sein." Eigentum ist für Calvin ein kirchliches, d.h. ein soziologisches Problem, da die Ordnung der Kirche für die Ordnung der Welt Bedeutung hat.

Die Reformatoren fragen grundlegend nicht: Wem gehört das Eigentum? Sondern: Wem gehörst du?

1. Einziger Eigentümer ist Gott, der Herr, als Schöpfer und Erlöser.
2. In der gefallenen Schöpfung ist die Institution des Privateigentums nötig. Aber sie ist eine relative, menschliche, keine göttliche, ewige Ordnung. Eigentum ist "gerecht" im Sinne des 7., 9. und 10. Gebotes.
3. Da Eigentum Lehen ist, ist der Eigentümer Verwalter. Eigentum hat Gemeinschaftsfunktion, da der Wille Gottes die gesunde menschliche Gemeinschaft ist. Es muß ihr dienen, nicht nur rentieren. Die Mitmenschen haben ein Recht auf mich und das Meine.
4. Das von Gott verliehene Eigentum ist von uns zu erwerben. Es ist an Arbeit gebunden. Eigentum verpflichtet zu Fleiß.
5. Der Staat soll die Gerechtigkeit in der Eigentumsordnung - nicht einfach das Eigentum - schützen und regeln. Das Ziel ist das bonum commune, nicht Gleichheit.
6. Die Gemeinschaft der Christen ist in dem Maße lebendig, wie sich Glaube und Gehorsam im Eigentumsopfer wirksam erweisen.

Zum katholischen Eigentumsverständnis.

Der rechte Gebrauch aller Sachgüter ist die geordnete menschliche Bedarfsdeckung. Was ihr nicht entspricht, ist unsittlich.

Privateigentum ist eine von der Natur gegebene Voraussetzung für die unerläßliche Entfaltung individueller Anlagen wie Fleiß, Sorgfalt, Sparsamkeit, Erfindungstrieb und gesunder Erwerbssinn es sind. Privateigentum ist kein Selbstzweck, sondern es dient der Förderung des leiblichen und geistigen Lebens, letztlich des ewigen Heils des Menschen. Ich brauche Besitz, um mich bewegen und entfalten zu können. Nicht einfach in Armut liegt ein Wert.

Vergleich der katholischen und reformatorischen Haltung.

Im Katholizismus ist das Eigentum nicht ein Mittel zum Hinweis auf die Ehre Gottes und auf seinen Anspruch an den Menschen, sondern ein Instrument der Würde des Menschen und der Verwirklichung seiner irdischen und überirdischen hohen Bestimmung. Der reformatorische Gedanke, daß Eigentum nicht mir gehört, ist dem Katholizismus fremd. Der Katholizismus schafft dem Eigentümer ein gutes Gewissen. Der Protestantismus schafft dem Eigentümer ein beunruhigtes Gewissen, da es beim Eigentum um das Recht Gottes geht. Die Reformation ist nicht an einer Harmonie von Natur und Übernatur interessiert, sondern an der Gnade, die den Menschen in die Gemeinschaft mit Gott aufnimmt. Der Mensch wird nun vor Gott verantwortlich für das Eigentum. Es ist Lehen, dessen Verwalter er ist. "Nur Gott ist Eigentümer". Besitz heißt Pflicht. Daher ist Eigentum im Protestantismus ein nie gelöstes Problem und beunruhigt das Gewissen.

Das reformatorische Eigentumsverständnis hat den bedeutungsvollen Zusammenhang von persönlicher Freiheit und Eigentum nie geleugnet. Aber es begründet die Humanität zunächst nicht im Eigentum, sondern im andern Menschen, im Nächsten. Ich bin wirklich Mensch, sofern ich ein Mitmensch bin. In der Eigentumsfrage geht es immer um den andern Menschen. Ich habe Eigentum, wenn auch der andere es hat.

Proudhon sagt: Das Eigentum soll wieder der Arbeit dienen und nicht umgekehrt.

Karl Marx hat Interesse nur an den Produktionsgütern, nicht an Konsumgütern: "Der Kommunismus nimmt keinem die Macht, sich gesellschaftliche Produkte anzueignen; er nimmt nur die Macht, sich durch diese Aneignung fremde Arbeit zu unterjochen." Komm. Manifest.

Die heutige Lage.

Durch die Industrialisierung ist die Unterscheidung von Eigentum an Konsum- und Produktionsgütern wichtig geworden. Da Eigentum an Produktionsgütern Macht verleiht, ist es wichtiger als der Besitz von Konsumgütern. Darum behandeln wir im Folgenden die Problematik des Eigentums an Produktionsgütern.

In allen industrialisierten Ländern in West und Ost hat sich der Charakter des Eigentums geändert. Durch das Großeigentum der Konzerne und durch das "Volkseigentum" kommt es zum Verlust der Freiheit des Einzelnen. Die Funktionäre herrschen und unterdrücken die Masse.

Früher gab es keine bessere Existenzsicherung als Eigentum; heute genügt dazu die Staatsbürgerqualität. Der Staat wird immer mehr zum Garanten der Existenzchance des Einzelnen.

Wer "besitzt" heute den Betrieb? Es verfügt über ihn der Manager; er wird zum virtuellen Miteigentümer, obgleich er nicht "Besitzer" ist. In den Raum zwischen Eigentümer und tatsächlich Verfügungsberechtigten drängen sich Kräfte, die im Grunde die Macht des Eigentümers ausschalten. Rechtlich wird das noch nicht erfaßt.

Die Rechtsentwicklung ist der wirtschaftlichen nicht gefolgt. Unser Recht beschreibt die Grenze des Eigentumsrechtes, bleibt aber vage bei der Fassung der ihm innewohnenden Verpflichtung.

BGB §903, "Der Eigentümer einer Sache kann, soweit nicht das Gesetz oder Rechte Dritter entgegenstehen, mit der Sache nach Belieben verfahren und andere von jeder Einwirkung ausschließen."

GG §14, "Das Eigentum und das Erbrecht wird gewährleistet. Inhalt und Schranken werden durch die Gesetze bestimmt. - Eigentum verpflichtet; sein Gebrauch darf dem Gemeinwohl nicht zuwiderlaufen."

Es wird immer noch an einem Begriff des Privateigentums festgehalten, als seien die Eigentümer in erster Linie Individuen und als sei die freie Verfügung über das Eigentum die normale Möglichkeit. Inflation, Krisen, Kriege, sozialistische Ideen, wirtschaftliche Entwicklung u.a. haben aber zu vielen Eingriffen der Öffentlichkeit in die Rechte des Eigentümers geführt und die "freie Verfügung" sehr eingeschränkt. Juristisch sind das lediglich Ausnahmen. Das Rechtsempfinden der Völker aber ist ein anderes. Praktisch hat sich ein sozialer Eigentumsbegriff durchgesetzt: Z.B. Getreide und Baumwolle dürfen von den Eigentümern nicht nach ihrem Belieben vernichtet werden. Der Besitzer einer seltenen Handschrift oder eines seltenen Gemäldes hat es der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Eine Fabrik, an der die Existenz vieler Arbeiterfamilien hängt, darf nicht nach kapitalistischen Gesichtspunkten schließen; Borgward, Henschel. All diese Eigentümer dürfen nicht mehr tun, "was sie wollen". Das Verhältnis des Eigentümers zur Sache wird gelockert. Dazu trägt auch die moderne Mobilität bei. Entpersönlichung des Aktienbesitzes durch "Anlageaktionäre" (die nur an guten Zinsen interessiert sind) statt "Unternehmeraktionäre". Privateigentum alten Stiles hat heute Sinn nur noch im Konsumsektor und beim Mittelstand und den Klein- und Mittelbetrieben im Produktionssektor.

Die Eigentümer werden also in steigendem Maße namenlos; sie sind nicht faßbar. Man kann an sie nicht appellieren und sagen, sie möchten dafür sorgen, daß das Eigentum dem Wachsen der Gemeinschaft diene. Darum muß an einer neuen Eigentumsordnung, die der sozialen Gerechtigkeit diene, gearbeitet werden. Wie soll diese aussehen? Zwei Antworten werden heute gegeben.

1. Die aufs Naturrecht aufbauende Antwort:

Quadrogesimo Anno No.46: Aufgabe ist die Schaffung einer Eigentumsordnung, in der die Freiheit des Eigentümers und des Individuums mit dem Wohl der Allgemeinheit in Einklang gebracht ist. - Der schlechten Verteilung, d.h. Zusammenballung, des Privateigentums infolge der Industrialisierung ist durch eine vernünftige und gerechte Kontrolle und Neuverteilung des Privateigentums durch den Staat zu begegnen. A. Toynbee. - Auch der Gedanke der responsible society (Amsterdam und Evanston) gehört wahrscheinlich hierher. Diese soziale Eigen-

tumsordnung strebt ein Dreifaches an: 1. Eine Eigentums-garantie im sozialen Rechtsstaat; 2. damit zusammenhängend, eine soziale Bindung des Eigentums; 3. als wesentliches und praktisch Wichtiges: Streuung des Eigentums.

2. Die Gewerkschaften, sozialistisch bestimmt, sagen:

Die Eigentumsordnung darf vor allem nicht die Herrschaft der Dinge über die Person bewirken. Die naturrechtliche Begründung des Privateigentums an Produktionsgütern lässt sich wegen der Vermachtung der Wirtschaft daher nicht halten. Entscheidend ist gar nicht, wer Eigentum besitzt, sondern wer darüber verfügt und den Nutzen davon hat.

Privateigentum ist in erster Linie ein Mittel, andere vom Genuß an Rechten und Sachen auszuschließen (privare = rauben). Privateigentum ist nötig für die Freiheit des Handels auf den Märkten. Es gehört wesensnotwendig zur freien Marktwirtschaft und nicht zur natürlichen Ordnung im Sinne des Naturrechtes.

Die Masse der arbeitenden Bevölkerung ist nicht durch Besitz von Eigentum frei geworden, sondern entscheidend war eine Sozialpolitik, die ihr die Sicherung des Arbeitsplatzes erkämpfte und sie schützt vor den negativen Möglichkeiten des Marktes. Die "Freiheit" des Arbeiters wird nicht so sehr durch Eigentumslosigkeit bedroht, sondern durch das Fehlen einer wirksamen Kontrolle der wirtschaftlichen und politischen Macht. Ungelöst ist nicht so sehr das Eigentumsproblem, sondern das Problem der Kontrolle der bürokratischen Verwaltungsapparate in Staat, Industrie und Verbänden, die die persönliche Freiheit des Einzelnen gefährden. Die persönliche Freiheit, auch auf ökonomischem Gebiet, bleibt also vom Umfang der politischen Demokratie abhängig.

Ergebnis:

1. Nicht-verkonsumiertes, gespartes Eigentum gibt sicher in normalen Zeiten dem Eigentümer eine gewisse Sicherheit und Bewegungsfreiheit. Aber in Krisenzeiten schützt ihn nicht sein Eigentum, sondern die Gemeinschaft, indem der Staat beispringt. Darum ist vom Recht auf Eigentum das auf Arbeit und stabile Währung, d.h. demokratische Kontrolle der Verwaltung nicht zu trennen.

2. Zur Erstellung von Produktionsgütern sind Investitionen, d.h. Konsumverzicht nötig. Diese Notwendigkeit wird um so weniger eingesehen, je mehr drängende und ungestillte Konsumwünsche man hat. Daher lassen sich Miteigentumspläne praktisch schwer verwirklichen.

Erschwerend ist für Miteigentumspläne auch, daß nicht nur die Gruppe der in profitablen Industrien tätigen Arbeiter begünstigt werden darf. Letztlich wäre es der Konsument, der einen Anspruch auf das Fabrikeigentum hätte. (Nur auf seine Nutzung? Also auf niedrige Preise? Oder auch auf die Mitverfügung?) Läßt sich das ohne öffentliche Kontrolle und Planung durchführen?

3. Daß der arbeitende Mensch vor allem Interesse an der Erhaltung des Arbeitsplatzes hat, ist sicher richtig. Auch aus diesem Grunde ist vom Recht auf Eigentum das auf Arbeit nicht zu trennen. (K. Barth)

4. Die Lösung der Frage des Eigentums an Produktionsgütern ist wahrscheinlich, ähnlich wie bei der Kontrolle der politischen Macht, durch eine gegenseitige Abgrenzung des Besitz-, Verfügungs- und Nutzungsrechtes zu finden.

Eigentum in christlicher Sicht

Die christliche Theologie hat heute das Eigentumsproblem den veränderten Eigentumsverhältnissen entsprechend neu zu durchdenken.

1. Gott. Wenn Eigentum unter dem Urteil Gottes steht, ist es nicht "heilig". Es verliert seine allbeherrschende Wichtigkeit. Es wird vergleichmältigt. Damit ist die vorurteilslose, sachlich gebundene Freiheit für eine Umordnung der Besitzverhältnisse gegeben.

2. Mensch. Wir suchen vom christlichen Menschen- und Gemeinschaftsverständnis her eine zweckmäßige Eigentumsorganisation, die gewisse Ungerechtigkeiten vermeidet und gewisse Gerechtigkeiten verwirklicht. Die Eigentumsordnung soll Raum schaffen, sodaß der Eigentümer und sein Nächster als freie Personen zu ihrer gottgewollten Bestimmung gelangen können. Sie darf nicht durch Hemmungen und Versuchungen den Weg zu Gott versperren. Sie muß Freiheit zur Lebensgestaltung schaffen. Der Mensch hat ein sittliches Recht auf den größten Teil des Ertrages seiner Arbeit. Nur das Maß der persönlichen Mühe "heiligt" das Eigentum. Eigentum ist stets durch Arbeit und Gemeinschaftsbezug neu zu rechtfertigen. Diese Gemeinschaftsbeziehung muß sichtbar und kontrollierbar sein. Es gibt keine christliche Begründung für ein Erbrecht.

3. Wirtschaft. Die Eigentumsordnung muß so beschaffen sein, daß die Wirtschaft die für die Allgemeinheit notwendigen Güter beschaffen und gerecht verteilen kann. Bedarfsdeckung und gerechte Verteilung sind aber nicht möglich ohne Kontrolle durch die Gemeinschaft, d.h. ohne "Plan". Aufs Eigentum bezogen bedeutet "Plan": Begrenzung der Freiheit, Eigentum erwerben und darüber verfügen zu können. So wie es den Schutz der Freiheit nur durch das Opfer an Freiheit gibt, gibt es auch den Schutz des Eigentums nur durch ein Opfer an Eigentum. Es geht auf die Dauer nicht anders. Aber das ist nicht ein bedauernswerter Mangel an Freiheit und Eigentum, sondern beides hat nur in dieser Begrenzung Sinn und Zusammenhang mit dem Dienst Gottes und mit wahren Menschsein.

Das Verfügungs- und Nutzungsrecht über mein Eigentum ist heute begrenzter als früher. Es ist begrenzt durch den andern. Ich werde Eigentum nur haben, wenn auch der andere Eigentum hat. Wir gehen einer Gesellschaftsform entgegen, in der wir nur leben können, wenn wir auch an den andern denken. Wir leben nicht ohne den andern.

Literaturhinweise:

Otto A. Friedrich: Das Leitbild des Unternehmers wandelt sich. Seewald-Verlag, 1959, 40 S.

Christian Andreae: Enteignen wir uns selbst? Bad Bertrich; Boldt Druck, Boppard, 1959. Referat auf der Jahresversammlung der jungen Unternehmer.

Eigentum und Eigentümer in unserer Gesellschaftsordnung. Bd. 1 der Veröffentlichung der Walter Raymond Stiftung. Westdeutscher Verlag Köln und Opladen, 1960.

Soziale Politik aus evangelischer Verantwortung, Hrsg. Fr. Kühn, Kreuz Verlag, 1960, 45 S.

Das Eigentum als Problem evang. Sozialethik. Heft 2, Kirche im Volk, 1949, Kreuz Verlag.

Gottfried Locher, Der Eigentumsbegriff als Problem evangelischer Theologie. Zwingli Verlag 1954

Konrad Stopp, Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand. Pressestelle der Evang. Aktionsgemeinschaft für Arbeiterfragen, Evang. Akademie Bad Boll, 1960

Evangelisches Soziallexikon, Hrsg. Karrenberg. Artikel über Eigentum. RGG, Artikel über Eigentum.

Benvenuto Samson, Die Wandlung des Eigentumsbegriffes in der SBZ. In Juristische Rundschau, 1961, Heft 2

Kurt Rudolph, Die Bindungen des Eigentums, Mohr Verlag Tübingen, 1960

Reinhardt, Verfassungsschutz des Eigentums, Mohr Verlag, 1954

Wieacker, Wandlungen der Eigentumsverfassung, Hamburg 1935

Weiser, Vermögen und Vermögensbildung, Handwörterbuch für Sozialwissenschaft 32 1961.

A b s c h r i f t

D. Günter J a c o b

Nicht zur Veröffentlichung
freigegeben!

Zum Thema: Pfarrerverflucht
(Referat in Stichworten)

Literatur:

1. Karl Barth, "Brief an einen Pfarrer in der DDR", 1958, S.40 ff
2. Das theologische Gutachten "Zum Problem der Pfarrerverflucht" von Martin Fischer, veröffentlicht in dem Sammelband "Wegemarken", 1959, S. 416 ff
3. "Unser Bleiben in der DDR" aus "Handreichung über das Evangelium und das christliche Leben in der DDR" (Denkschrift der EKK-Synode v. Nov. 1960)
4. Dokumentation zum Thema "Pfarrerverflucht aus Mitteldeutschland", darin die Beiträge von Pfarrer Gerber, von einem XY aus der DDR und von Oberkirchenrat Merzlyn-Hannover, veröffentlicht im Deutschen Pfarrerverblatt, Dez. 1960
5. Rudolf Schade, "Rückzug in die innere Emigration" in "Stimme der Gemeinde" 1/1961, ein Aufsatz, der wegen seiner sehr pointierten Thesen auch scharfen Widerspruch auslösen wird, aber unter uns zur Diskussion gestellt werden müßte.

1. Zur Lage

Rudolf Schade hat zweifellos recht, wenn er feststellt: "Die Zahl der Pfarrer, die ohne ausdrückliche Erlaubnis der Kirchenleitungen in der DDR nach Westdeutschland abwandern, ist, verglichen mit der der Ärzte, Lehrer und der technischen Intelligenz, prozentual gesehen, äußerst gering! Aber täuschen wir uns nicht! Dank drakonischer Bestimmungen (Schade spricht von einer "kirchlichen Sperrklausel") allein, die eine Übersiedlung von Pfarrern nach dem Westen nur in Ausnahmefällen gestatten und die westlichen Landeskirchen anweisen, eine Anstellung solcher Personen nicht vorzunehmen, die ohne Billigung das Territorium ihrer Heimatkirche in der DDR verlassen, ist es bisher gelungen, die Flucht von Pfarrern in erträglichen Grenzen zu halten. Der bisherige Zustand würde sich schlagartig ändern, fiel diese bürokratische Schutzmauer. In diesem Zusammenhang sagt Schade: "Ist zu bleiben, haben viele von ihnen nicht mehr, aber die kirchliche Sperrklausel, die Bindung an Amt und Beruf, familiäre Rücksichten halten sie auf ihrem Posten fest. Sie beginnen zu resignieren. Mit halbem Herzen bei der Sache, tun diese Männer schlecht und recht ihren Dienst, ohne sich von den neu der Kirche gestellten Aufgaben zu neuen Taten inspirieren zu lassen. Der Schade, den sie der vor ihrer inneren Erneuerung stehenden und schwer ringenden Kirche antun, ist unermesslich. Sie repräsentieren den Block derer, die in der inneren Emigration verharren." Das hier angezeigte Phänomen der "inneren Emigration", der Resignation als innerer Lähmung, des bloßen Durchhaltens und Aushaltens im Zustand der Skepsis, des Defaitismus, der physischen und psychischen Müdigkeit und Erschöpfung,

dieses Phänomen eines aufgezwungenen und erlittenen Bleibens unter dem Motto der Pflichterfüllung und unter dem Druck der "kirchlichen Sperrklausel" werden wir noch eingehend zu betrachten haben. Alarmierendes Symptom war die Flucht der acht Pfarrer von den insgesamt etwa fünfzig Pfarrern, die in Kirchengemeinden der Stadt Halle und ihrer nächsten Umgebung Dienst tun, im Herbst 1960. XY aus der DDR hat diese Vorgänge offenbar aus genauer Kenntnis des Personenkreises in seinem Beitrag im "Deutschen Pfarrerblatt" gründlich analysiert. XY stellt fest: "Man kann nicht davon sprechen, daß die acht oder neun Halleschen Pfarrer, die republikflüchtig geworden sind, sich in unmittelbarer akuter Gefahr befunden hätten, vielleicht mit zwei Ausnahmen. Aber alle haben ganz allgemein unter den politischen Verhältnissen schwer zu leiden gehabt, so daß sie aus diesem Grunde nicht länger meinten aushalten zu können." Wir betrachten die schmerzlichen Vorgänge von Halle hier lediglich als Modellfall. Es gibt auch andere Fälle dieser Art, auch in unserer Landeskirche! Wo liegen die Beweggründe für den eigenmächtigen, ohne Zustimmung der Kirchenleitung erfolgten, in diesem Sinne also illegalen Weggang? Zunächst ist es die uns allen hinreichend bekannte schwierige Lage der Kirchengemeinde in der DDR, die jetzt nur in Stichworten in Erinnerung gerufen zu werden braucht:

- a) Die Schrumpfung der gottesdienstlichen Gemeinde als Folge des allgemeinen Klimas in Propaganda und administrativen Maßnahmen, als Folge der wachsenden Müdigkeit und Erschöpfung in unseren Gemeinden, in denen sich der atmosphärische Druck auf die Dauer der Zeit zermürbend auswirkt.
- b) Die Schrumpfung der Amtshandlungen (Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung) und die Unterminierung der Christenlehre auch durch wachsende Gleichgültigkeit bei vielen Gemeindegliedern angesichts der Hoffnungslosigkeit und Ausweglosigkeit der Lage nach dem Scheitern aller Hoffnungen auf ein Ende im Stil des Tages X.
- c) Die Schrumpfung der Arbeit an den jungen Menschen.
- d) Die Schrumpfung der seelsorgerlichen Möglichkeiten im wachsenden Klima eines nihilistischen Indifferentismus.

Pfarrer, die im Grunde fixiert bleiben am volksskirchlichen Modell der Vergangenheit, sehen mit Bestürzung nur noch Schrumpfung, Verfall und Zusammenbruch. Sie projizieren diese Entwicklung in die nahe und ferne Zukunft. Sie werden dann in ihrer Einsamkeit und oft ohne einen tragenden Mitarbeiter- und Beraterkreis überwältigt von Pessimismus und Defaitismus. Sie fragen sich in der Stunde der Schwermut, ob denn überhaupt noch Gemeinde da ist, der man dienen kann, ob nicht das nahe Ende in der Gestalt der "weißen Flecken" vor der Tür steht, ob der Pfarrer nicht sehr bald in solchem Raum "arbeitslos" wird. Sie werden von Resignation und Bitterkeit zerfressen. Sie können dem Evangelium nicht mehr zutrauen, daß es sich selbst immer wieder offene Türen schafft. Sie vermögen nicht mehr aus der österlichen Gewißheit vom Siege des Auferstandenen zu leben und zu arbeiten. Sie halten seelisch die Rolle von "Konkursverwaltern" nicht mehr aus. Sie brechen in der tiefen Vereinsamung psychisch zusammen, weil sie pneumatisch zusammengebrochen sind. Sie tun ohne Freude und ohne Hoffnung noch ihren Dienst. In solcher Haltung muß man wohl an eine Grenze kommen und eines Tages fliehen im Akt der inneren Verzweiflung.

Mit diesen sachlichen Beweggründen sind aufs engste verwoben die persönlichen und familiären Beweggründe, die auch nur stichwortartig hier angemeldet zu werden brauchen. Der Pfarrer leidet unter dem geistigen Getto, dem geographischen Getto, dem ihm auferlegten Zwang zur Anpassung, finanziellen Engpässen. Er leidet,

wenn seine Ehefrau psychisch schwer gefährdet ist und wenn den Kindern Wege in die Zukunft verbaut werden. In seinen schwermütigen Grübeleien fasziniert ihn dann das Bild der westlichen Kirche, das seinem volkskirchlichen Ideal aus der Vergangenheit so ganz entspricht! Die Gegenüberstellung von drüben und hier, wobei dann das volkskirchliche Modell aus der Tradition unkritisch als Ideal stehenbleibt, führt zu einer Verschärfung der Anti-Stellung, zu einer Steigerung der Bitterkeit und zu einer Belastungsprobe, die zur Zerreißprobe werden kann.

Da - politisch gesehen - das Interims-Dasein (das Aushalten im Blick auf ein Ende am Tage X!) jetzt nicht mehr möglich ist, da man also diese Belastungsprobe nicht mehr aus Motiven eines bloßen Durchhaltens bis auf bessere Zeiten bestehen kann, so wird verständlich, daß eines Tages aus den einsamen Monologen auch der einsame Entschluß wird, der dann freilich irreparabel ist. Die äußere Emigration (Flucht auf illegale Weise, d.h. ohne Gespräch mit den Brüdern und ohne Zustimmung der Kirchenleitung) und die innere Emigration hängen aufs engste zusammen. Die äußere Emigration ist im Grunde nur die radikale Konsequenz aus dieser inneren Emigration. Wenn es aber so ist, daß nicht wenige Pfarrer schon dieser inneren Emigration verfallen sind, so genügt es nicht, durch eine "kirchliche Sperrklausel", durch Disziplinarurteile und durch entsprechende Maßnahmen in den Gliedkirchen des Westens diese Fluchtbewegungen mit Hilfe von Methoden der Abschreckung zu stoppen, sondern es muß alles daran gesetzt werden, zu einer geistlichen Überwindung der inneren Emigration zu kommen. Die "kirchliche Sperrklausel" erweist sich gegenwärtig schon als unwirksam, die Disziplinargerichte kommen - ich kann nur sagen: unbegreiflicherweise! - zu dem Urteil "Amtsenthebung", d.h. praktisch, der auf diese Weise flüchtige Pfarrer kann nach spätestens zwei Jahren wieder ein Pfarramt in der Bundesrepublik bekleiden! Für die meisten dieser geflohenen Pfarrer eröffnet sich sehr schnell die Möglichkeit, als staatlich angestellter Religionslehrer drüben unterzukommen. Der Satz von Oberkirchenrat Merzyn: "Eigenmächtig geflüchtete Pfarrer sollten grundsätzlich auch keine Möglichkeit erhalten, Religionsunterricht an den Schulen zu erteilen" ist angesichts der Praxis wohl nur noch eine Deklamation! Wer im Pfarramt in der DDR nur noch einen Weg in die Katastrophe für sich und seine Familie sieht, wird sich durch solche disziplinarischen Maßnahmen von der Flucht nicht abhalten lassen. Er wird froh sein, wenn er auf eine so glimpfliche Weise sich dem "Stalingrad der Kirche" entziehen und sich außerhalb der Feuerzone in der Etappe wieder ein bürgerliches Leben aufbauen kann.

2. Zur geistlichen Beurteilung

Es ist verfehlt, die Flucht eines Pfarrers in Analogie zur "Fahnenflucht" moralisch zu verurteilen und nur die Verletzung der kirchlichen Ordnungen, den eigenmächtigen Bruch eines Dienstverhältnisses festzustellen und dann jeweils auch mildernde Umstände zur Geltung zu bringen. Dies sind offenbar die Aspekte, von denen sich die Disziplinargerichte leiten lassen. Es geht hier primär gar nicht um moralische und allgemein-ethische Betrachtungen. Die Flucht eines Pfarrers, der nach einsamen Monologen den einsamen Entschluß gefaßt und verwirklicht hat, offenbart einen abgründigen geistlichen Notstand in ihm. Er weiß offenbar nicht mehr, was es heißt, ein Diener Jesu Christi in der Kreuzesnachfolge zu sein (Lukas 9, 59-62). Er glaubt offenbar nicht mehr an die Wirklichkeit des auferstandenen Christus, vor dem es keine Räume gibt, die als "Hölle" anzusprechen wären. Er sieht offenbar im heiligen Geist nicht mehr die Macht zur täg-

lichen Erneuerung. Er läßt offenbar Luthers Satz nicht mehr gelten, daß die Verfolgungszeiten die wahren Segenszeiten der Kirche sind. Als ein so Angefochtener, der den Grund des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung jetzt unter den Füßen verloren hat, kann er nicht mehr in innerer Wahrhaftigkeit und Vollmacht ein Zeuge Jesu Christi sein.

Man kann ihm nicht zum moralischen Vorwurf machen, daß ihm sein Glaube in der Bedrängnis zerbrochen ist. Von hier aus liegt seine Flucht als Delikt nicht auf der Ebene moralischer Verfehlungen wie z.B. Ehebruch. Man müßte von dem geflohenen Pfarrer erwarten, daß er sich redlich diesem nur offenbar gewordenen geistlichen Notstand stellt, seine Glaubenslosigkeit, die natürlich nicht seine Schuld in einem vordergründigen Sinn genannt werden kann, offen bekennt und daraus die Konsequenzen zieht. Ein geflohenen Pfarrer, der in solcher ehrlichen Erkenntnis auf die Rechte des geistlichen Standes von sich aus verzichtet, der also in Konsequenz seines geistlichen Notstandes den Beruf wechselt, kann nicht getadelt werden. Das Schlimme ist, daß die geflohenen Pfarrer zumeist diese Selbsterkenntnis nicht vollziehen und nicht zu den notwendigen Konsequenzen kommen. Ursache dafür mag eine fatale theologische Auffassung vom Dienst des Zeugen Jesu Christi sein, aber noch mächtiger wird, jedenfalls im Unbewußten, die Angst vor einer materiell ungesicherten Zukunft wirken. Er sieht nicht, wie er drüben anders als als Pfarrer weiterleben und seine Familie weiterernähren soll. So erhebt er Ansprüche auf Anstellung und Fortsetzung seines pastoralen Dienstes, als ob nichts geschehen wäre. So wird er zum Heuchler vor sich selbst. So verdrängt er seine Schuld durch Selbstrechtfertigung und durch die Anmeldung von Rechtsansprüchen. Der Beitrag von Pfarrer Gerber im "Deutschen Pfarrerblatt" ist ein erschütterndes Dokument einer solchen Selbstrechtfertigung. Gerber scheut sich nicht, sich mit Luther zu vergleichen! Die inzwischen im Westen erfolgte Gründung einer "Notgemeinschaft evangelischer Pfarrer und kirchlicher Mitarbeiter aus Mitteldeutschland", die nach den Erklärungen Gerbers "für die Rehabilitierung solcher geflohenen Pfarrer und für ihre Unterbringung in Pfarrstellen der westlichen Gliedkirchen kämpft", ist ein weiteres Zeichen der unbußfertigen Selbstrechtfertigung. So kann Gerber sagen: "Das Problem der Pfarrerrflucht ist zu einem Problem der Liebe geworden", und er verklagt die Kirchenleitungen wegen ihrer "Lieblosigkeit"!

Da wahrscheinlich die Angst vor der materiellen Zukunft im Westen bei dem Gedanken, nicht mehr Pfarrer sein zu können, der wesentliche Motor zu solcher Selbstrechtfertigung ist, müßte dies beim praktischen Verfahren gegen die geflohenen Pfarrer entscheidend berücksichtigt werden (siehe unten). Wie ist die eigenmächtige Flucht eines Pfarrers geistlich zu beurteilen? Ich verweise auf das erfreulich eindeutige Votum von Karl Barth im "Brief an einen Pfarrer in der DDR", S. 40 ff. Der geflohene Pfarrer hat das Ordinationsgelübde eigenmächtig zerbrochen. In diesem Ordinationsgelübde, das für alle Pfarrer Gegenstand häufiger Meditation werden sollte, stehen die Sätze: "Wir ermahnen dich, ein Leben des Gebets unter dem Worte Gottes zu führen, mit den Brüdern im Amt Gemeinschaft zu halten, der Gemeinde in einem christlichen Wandel voranzugehen" und "Wir ermahnen dich durch die Barmherzigkeit Gottes, die Kräfte deiner Seele und deines Leibes in diesem Amt dem Herrn zu opfern, das Kreuz, das er seinen Dienern auferlegt, gehorsam zu tragen und allezeit dessen eingedenk zu sein, daß du mit deinem Tun und Lassen dermaleinst vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden mußt." (In der von der Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung angenommenen Fassung, beschlossen von der Synode der EKD am 13.2.1959). Dazu sagt Martin Fischer in seinem theologischen Gutachten "Zum Problem der Pfarrerrflucht": "Der Sinn

des Ordinationsgelübdes für die, die es auf sich nehmen, für die Gemeinde, die seine Einhaltung erwartet, und für die Kirchenleitung, die unter Voraussetzung des gültigen Ordinationsgelübdes kirchliche Arbeit leisten und koordinieren soll, würde gefährdet, wenn der Satz keine Gültigkeit mehr hätte, daß die Dienstpflicht des Pfarrers die Möglichkeit eigenen Leidens einschließt. Für den Prediger des Evangeliums ist nach dem einhelligen Zeugnis der Heiligen Schrift jederzeit mit der Möglichkeit von Widerstand, Verleumdung, Verfolgung und Opfer des Lebens zu rechnen. Wer das Ordinationsgelübde auf sich nimmt, setzt sich dem aus. Die Dienstpflicht des Pfarrers schließt den Einsatz der Freiheit und des Lebens ein. Es hat in der Kirchengeschichte immer wieder Zeiten und Räume gegeben, in denen ohne gläubige Anerkennung dieser mit dem Ordinationsgelübde gegebenen Verpflichtung der Dienst am Evangelium nicht geleistet werden konnte."

3. Zum praktischen Verfahren

a) Im Blick auf die eigenmächtige Flucht der Pfarrer.

Es handelt sich um einen abgründigen geistlichen Notstand, um den Zusammenbruch des Glaubens als des Gehorsams unter dem Evangelium, um das Ausbrechen von dem Weg der Kreuzesnachfolge. Ein solcher geistlicher Notstand darf nicht moralisch beurteilt und kann also auch nicht disziplinarisch geahndet werden. Ein Pfarrer kann nicht bestraft werden, weil er in der Anfechtung seinen Glauben verloren hat. Es kann nur klargestellt werden, daß er in solchen geistlichen Notstand nicht mehr Zeuge Jesu Christi in der Öffentlichkeit der Gemeinde (publice! Augustana!) sein kann und daß er selbst die Ordination annulliert hat. Dieses Urteil ist ein rein geistliches Urteil, für das nur die Kirchenleitung zuständig sein kann, die auch die Ordination vollzieht, nicht aber kirchliche Disziplinargerichte. Die Feststellung, daß die Rechte des geistlichen Standes verwirkt sind, muß in einer Form geschehen, die jede Analogie zu entsprechenden Maßnahmen bei kriminellen Delikten von vornherein ausschließt. Es handelt sich weiter um die Auswirkung schwerer familiärer und persönlicher Belastungen in der gegebenen Situation. Im Blick auf solche Belastungen müßte aber ein Pfarrer, der an die kirchlichen Ordnungen gebunden ist, auf dem ihm ja eröffneten Wege eines "Freigabeanspruchs" um Abhilfe bitten. Seine Schuld besteht hier darin, daß er in eigenmächtiger Absage an das gemeinsame Leben in Gemeinde und Kirche in einsamen Monologen einsame Entschlüsse faßt und insofern die Treue elementar zerbricht. Und es handelt sich natürlich auch um elementare Dienstverletzungen. Diese Dienstverletzungen könnten selbstverständlich Gegenstand disziplinarischer Ahndungen sein, doch fielen solche disziplinarischen Maßnahmen nicht ins Gewicht gegenüber der Tatsache, daß er durch eine solche Flucht sein Amt von der Ordination her faktisch schon verwirkt hat. Die Urteile unserer Disziplinargerichte werden von mir nicht deswegen kritisiert, weil sie "zu milde" sind (Amtsenthebung!), sondern weil sie nicht in den zentralen geistlichen Verständnis von Amt, Verkündigung und Gemeinde begründet sind. Ich bestreite grundsätzlich die Zuständigkeit kirchlicher Disziplinargerichte für solche Fälle der Flucht.

Es sollte aber alles vermieden werden, damit nicht die Feststellung, daß das geistliche Amt in solchem Fall verwirkt ist, sich praktisch für die Zurückbleibenden als ein fürchterliches Druckmittel erweist, das sie in der inneren Emigration in einer verzweifelte Heuchelei festhält, und damit nicht diese Feststellung die Geflohenen und ihre Familien in der Zukunft dem Elend preisgibt. Es sollten daher großzügige Umschulungsbeihilfen den Geflohenen für eine angemessene Zeit gezahlt werden, bis sie sich

eine andere Existenzbasis haben schaffen können. Nur so können die Geflohenen vor dem Sog der Selbstrechtfertigung bewahrt und zur Redlichkeit ermutigt werden. Nur so können auf die Dauer die Gemeinden in den Westkirchen bewahrt bleiben vor Pastoren, die im tiefsten unglaublich sein müssen und auf deren routinemäßiger Weiterarbeit kein Segen ruhen kann. Nur so kann die Atmosphäre der Entscheidungen sauber werden, wenn eine klare Trennung des Geistlichen und des Materiellen durchgeführt wird.

b) Im Blick auf den "Freigabeweg".

Alle, die durch schwere Belastungen an eine äußerste Grenze kommen, sollen die Möglichkeit haben, um Abhilfe zu bitten, um notfalls durch "Freigabe" nach dem Westen zu gehen. Der bisherige "Freigabeweg" erscheint mir noch zu formal und anonym. Dieser Weg eröffnet noch nicht die intensiven Möglichkeiten zu Gesprächen, deren Ziel eine geistliche Überwindung der inneren Emigration sein müßte. Ich möchte deshalb eine Modifizierung des "Freigabeverfahrens" vorschlagen, um noch stärker die Möglichkeit intensiver seelsorgerlicher Gespräche mit dem Ziel der geistlichen Überwindung der inneren Emigration einzubauen. Dieser Weg würde etwa so aussehen:

Der Pfarrer, der glaubt, nach dem Westen weggehen zu müssen, soll zunächst mit dem Gemeindekirchenrat, besser dem tragenden Mitarbeiter- und Beterkreis in Gegenwart des Superintendents eine Aussprache haben. Die Ältesten und Mitarbeiter sollen zu einem geistlich begründeten Votum veranlaßt werden. Die Frage, ob die Gemeinde selbst angesichts der konkreten Tatbestände ihren Pfarrer freigibt oder ihn bitten muß, in der Zeit der Bedrängnis ihr weiter zu dienen, muß für die Entscheidung einer Kirchenleitung wichtig sein. Man darf nicht von vornherein davon ausgehen, daß solche Urteile der Gemeindekirchenräte immer aus apokryphen Motiven kommen werden. Es geht nicht an, alle Mitarbeiterkreise grundsätzlich als geistlich unmündig zu verdächtigen.

Der Pfarrer müßte weiter eine Aussprache im Pfarrkonvent führen. Hier käme auch die Situation im Kirchenkreis (Vakanz usw.) verantwortlich zur Sprache. Unsere Amtsbrüder müssen dazu fähig werden, angesichts extremer Belastungen einer "Freigabe" als einem Akt der Barmherzigkeit zuzustimmen bzw. solcher "Freigabe" aus sachlichen Gründen, nicht aber aus Ressentiments ("er soll es nicht besser haben als wir!") zu widerstehen. Auch hier ist kein Anlaß, grundsätzlich die geistliche Urteilsfähigkeit eines Pfarrkonvents in Zweifel zu ziehen.

Der Pfarrer, wenn er bis dahin nicht überwunden ist, müßte eine weitere Aussprache mit dem Generalsuperintendenten führen. Die Erfahrung lehrt, daß in solchen Gesprächen ein Pfarrer innerlich überwunden und von seiner inneren Emigration frei werden kann. Führen diese Aussprachen mit der Gemeinde, dem Pfarrkonvent und dem Generalsuperintendenten nicht zum Ziel, so muß die abschließende Aussprache vor dem Provinzialausschuß erfolgen. In diesem Stadium wird es nicht mehr darum gehen können, sich im seelsorgerlichen Gespräch um eine Überwindung des inneren Notstandes zu bemühen. Jetzt wird es nur darum gehen, das Gewicht der äußeren Belastungen abzumessen, um zu erkennen, ob diese Belastungen derartig sind, daß der Pfarrer trotz der seelsorgerlichen Gespräche seinen Antrag verständlicherweise aufrecht erhält. In diesem Stadium wird es sich dann wohl um Fälle sehr schwerer äußerer Belastung handeln. Hier sollte die Freigabep Praxis viel großzügiger werden als bisher. Es kann sich dabei nicht darum handeln, anzuerkennen, daß der Pfarrer mit seiner Übersiedlung nach dem Westen auf dem rechten Wege ist. Es kann sich nur darum handeln, einen Akt der Barmherzigkeit zu vollziehen, vor den äußeren Belastungen zu kapitulieren und kein Veto gegen seinen Dienst in einer west-

lichen Kirche einzulegen. Es gibt Grenzen der Belastung. Es ist sinnlos, solche Grenzen ignorieren zu wollen. Hält man solche Pfarrer trotzdem durch Versagen der "Freigabe" fest, so werden sie wahrscheinlich vollends in eine innere Emigration hineingestoßen. Diese mit Gewalt festgehaltenen inneren Emigranten werden die Gemeinden mit ihrem freudlosen Dienst verwüsten und die Pfarrkonvente verpesten. Auch die Sorge um Vakanzten darf hier keine entscheidende Rolle spielen. Es wird auch so bald "weiße Flecken" geben. Und der schmerzlichen Veränderung auf der kirchlichen Landkarte wird durch rigorose Befehle zum Durchhalten auf die Dauer nicht gewehrt werden können. Auf die Dauer werden in der DDR nur solche Pfarrer noch einen gesegneten Dienst in den Gemeinden tun können, die sich dazu befreien lassen, Auftrag und Situation von Gott her anzunehmen. Der bisher beachtete Gesichtspunkt der Kettenreaktion (wenn wir in diesem Fall die Freigabe aussprechen, kommen dreißig andere mit demselben Recht) kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Es geht nicht mehr um eine komplette Pfarrstellenbesetzung, es geht um das Aufgebot von Freiwilligen. "Weiße Flecken" werden in jedem Fall entstehen. Es wird in Zukunft nicht mehr darum gehen, das ganze Land im bisherigen Schema christlich zu kultivieren, es wird vielmehr darum gehen, hier und dort Leuchttürme in lebendigen Zellen und Gruppen zu schaffen, die dann ihrerseits eine missionarische Strahlungskraft haben werden.

4. Zur Überwindung der inneren Emigration

Die Frage der geistlichen Überwindung der Gefahren einer inneren Emigration ist gegenwärtig das Kernproblem. Was kann hier geschehen? Der inneren Emigration ist nicht zu begegnen mit bloßen theologischen Diskussionen und Reflexionen. Der Schade liegt viel tiefer. Ein solcher Pfarrer lebt offenbar nicht mehr täglich unter dem Wort Gottes und im Gebet, Danksagung und Fürbitte. Das tempus clausum ist lebensnotwendig. Es kann nicht befohlen werden, wohl aber kann Hilfe zur Gestaltung des geistlichen Tageslaufs gegeben werden. Wir brauchen Seelsorger für die Pastoren. Wir brauchen den intensiven Besuch von Pfarrhaus zu Pfarrhaus. Wir brauchen den Seelsorger im Kirchenkreis. Es muß nicht der Ephorus sein. Der Ephorus sollte sich einen Tag im Monat eisern aussparen zum Besuch seiner vereinsamten Brüder in den Pfarrhäusern. Dieser Dienst geht jedem andern Dienst vor. Die innere Emigration wird verstärkt durch die große Vereinsamung des Pfarrers in der "toten Gemeinde". Gewiß ist es auch seine Schuld, wenn unter seiner Verkündigung und Seelsorge nicht Mitarbeiterkreis und Beterkreis entstanden sind. Wie kann dem Pfarrer in der Gemeinde geholfen werden? Durch Predigtaustausch, durch Team-Arbeit der Pfarrbruderschaft in einer "Evangelisationswoche", durch Ältestentagungen in dieser "toten Gemeinde", durch Freizeiten usw.

Die Vereinsamung des Pfarrers, des Pfarrhauses (vor allem ist auch an die Pfarrfrau mit der Sorge um die Kinder zu denken!) hat ihren Grund oft auch in unzureichenden Pfarrkonventen. Vom Pfarrkonvent (Gottesdienst, theologische Arbeit, gemeinsame Besinnung, aber auch gemeinsames Leben und warum nicht auch einmal gemeinsames Spielen, Musizieren usw.) müßten Strahlungskräfte ausgehen. Bruderschaft muß gelebt und über den Konvent hinaus von Haus zu Haus praktiziert werden. Der überlastete und erschöpfte Ephorus kommt heutzutage an Grenzen. Warum tritt er nicht nach Erschöpfung seiner Kräfte in den Pfarrdienst zurück? Das veraltete Beamtendenken wirkt sich aus als "Degradierung". Wir müssen zu einer Ablösung mancher Ephoren, die sich in der schweren Arbeitsüberlastung der letzten zehn Jahre in Treue verzehrt haben, auf der Basis der Freiwilligkeit und ohne jede Diskriminierung kommen, wenn der Schade nicht noch größer werden soll. Notwendig ist auch eine

Intensivierung der Arbeit der Kreiskirchenräte. Auch das ephorale Ein-Mann-System muß überwunden werden. Notwendig sind Freizeiten für Pfarrer und auch für Pfarrfrauen als Zeiten der Besinnung und des gemeinsamen Lebens. Ebenso notwendig ist der Besuchsdienst in den Pfarrhäusern. Auch die Sprengel der Generalsuperintendenten müssen größenordnungsmäßig so gestaltet werden, daß ein Generalsuperintendent diese Arbeit auch erfüllen kann. In einem Mammut-sprengel können diese vordringlichen Aufgaben beim besten Willen nicht geleistet werden.

Warum werden alle diese Probleme in unserer Landeskirche ständig vertagt? Warum werden nicht endlich die notwendigen Schritte, die durchaus im Bereich des Möglichen liegen, unternommen? Warum halten wir krampfhaft Apparaturen aufrecht, die für diese Aufgaben längst nicht mehr elastisch genug sind? Warum diskutieren wir Jahr um Jahr in vielen Ausschüssen, ohne daß wirklich Durchgreifendes geschieht, während inzwischen die Not in den Pfarrhäusern und in den Gemeinden ins Uferlose steigt? Ich beschränke mich auf diese Hinweise und auf diese Anfragen! Es geschieht natürlich manches Gute in der von mir skizzierten Richtung, aber es geschieht längst nicht genug! Es liegt nicht so sehr am guten oder bösen Willen des einzelnen, es liegt vor allem daran, daß wir uns hartnäckig weigern, in unserem gesamten kirchlichen Lebens- und Arbeitsstil endlich praktische Konsequenzen aus der total veränderten Situation zu ziehen. Worauf warten wir eigentlich noch? Wielange gedenken wir noch die überfälligen Probleme zu vertagen? Ich möchte schließen mit einem Wort von Martin Fischer aus seinem Vortrag "die gesicherte Zukunft und der ungesicherte Mensch" (1958), veröffentlicht in "Wegemarken" (S. 474): "Es dürfte die tiefste geistliche Gefährdung der Kirche in der DDR sein, ihre Lage nicht anzunehmen und möglicherweise vor dieser Lage auszuweichen und deshalb Gott nicht wirklich mit einer unausweichlichen Lage zu konfrontieren. Wo eine Kirche ihre Lage nicht wirklich annimmt, drohen die Verhältnisse verheißungslos zu werden, weil Gott sich dem versagt, der seiner nicht bedarf, sondern andre Wege und Wünsche sieht, die ihn dem Lande seiner Not, aber auch seiner Verheißung entziehen. Kirche stirbt nicht an ihren Gegnern, sondern an ihrem Unglauben. Glaube aber heißt, um Gottes willen seine Situation annehmen."

Lieber Bruno!

Nun sollst Du endlich den versprochenen kleinen Bericht über meine Urlaubsreise in die SU bekommen. Martin Ziegler hatte Dir doch sicher schon mündlich die Grüße von Pastor Orlow ausgerichtet. Auch an H. Symanowski sollst Du sie weitergeben. Ich bin bei den Baptisten an zwei Sonntagen zum Gottesdienst gewesen und habe eigentlich alles so angetroffen, wie es in Eurem Bericht steht. Beide Male waren die Gottesdienste überfüllt. Es waren natürlich überwiegend ältere Frauen anwesend. Im Chor fielen mir viele junge Männer und Frauen auf. Auch als Ordner und Türhüter waren junge Männer tätig. Im Anschluß an beide Gottesdienste fanden Trauungen statt, an denen ein großer Teil der Gemeinde lebhaften Anteil nahm. Die Bräute waren wie bei uns angezogen: lange weiße Kleider, Kranz und Schleier. Vor der Kirche stand eine lange Reihe von Taxen, die die Hochzeitgesellschaften nach Hause fuhren. Zu meiner Freude traf ich unter den Gottesdienstbesuchern auch einige deutsch sprechende Frauen, die in Omsk und Karraganda in Sibirien wohnen und zu Besuch in Moskau weilten. Sie gehörten z.T. Baptisten, z.T. Mennonitengemeinden an. Sie wußten auch etwas von den lutherischen Gemeinden um Akmolinsk herum. Sie waren glücklich, daß ich ihnen einige Neue Testamente schenken konnte. Die theologischen Bücher, die ich mitgenommen hatte, habe ich der Bibliothek der Moskauer Gemeinde geschenkt. Pastor Karew soll die deutsche Sprache gut beherrschen. An beiden Gottesdiensten nahmen auch englische und amerikanische Studenten teil, die sich auf einer Studienreise durch die SU befanden. Da war ein guter Austausch über amerikanische, russische und deutsche Verhältnisse möglich. Wir fragten Pastor Orlow, ob ein russischer Christ auch im Berufsleben und in der Öffentlichkeit als Christ leben und handeln kann. Er sagte darauf: "Selbstverständlich. Wer die Botschaft von Christus in unseren Gottesdiensten wirklich hört, der muß ja auch im Alltag als Christ leben. Das geht überhaupt nicht anders". Wir trauen unseren Predigten im Gottesdienst nicht solche Wirkung zu. Auf die Frage, aus welchen Familien die Taufbewerber kommen, antwortete er: "Z.T. aus evgl., z.T. auch aus orthodoxen Familien. Nicht wenige kommen aber auch aus Familien, die überhaupt keine Bindung an irgendeine Kirche haben. Auch aus den Kreisen der Komsomolzen stoßen immer wieder welche zur Gemeinde." Das Eindrücklichste war für mich zu beobachten, daß bei allen Gottesdiensten, und nun nicht nur bei denen der Baptistengemeinde, Menschen auffielen, denen die gottesdienstlichen Formen fremd waren, die alles interessiert verfolgten und offenbar auch beeindruckt wurden. Im Kloster Sagorsk konnte man sich das noch am besten erklären. Das ist ja ein Anziehungspunkt für Gläubige und Ungläubige. Aber auch in verschiedenen normalen Kirchen Moskaus fiel mir das auf. Ich war auch ganz erstaunt über die Aktivität der Laien in den orthodoxen Gemeinden. Männer im besten Alter, modern angezogen, betätigten sich als Küster, Chorleiter, Chorsänger, auch als Helfer in liturgischen Vorrichtungen hinter der Bilderwand. Wahrscheinlich sind die Popen jetzt ganz anders auf die Mithilfe der Laien auch bei der Liturgie angewiesen als in früheren Jahren, wo es an jeder größeren Kirche mehrere Geistliche gab. In einer großen Moskauer Kirche in der Nähe der Tretjakowgalerie sagte mir ein Küster, daß sie nur einen einzigen Pfarrer hätten. Nach seiner Ansicht soll es in Moskau heute etwa 40 Kirchen geben, die von der orthodoxen Gemeinde benutzt werden. Vor 1917 sollen es vierzigmal soviel gewesen sein. In der Nähe der Gorki-Straße fand ich eine Kirche, an der die Kuppel gerade neu vergoldet wurde. Ich fragte, ob der

Staat

Staat diese Vergolung bezahlte. Das wurde verneint. Die Gemeinde wäre selbst dazu in der Lage. Es werden im Augenblick aber auch Kirchen renoviert, die nicht mehr von den Gemeinden benutzt werden. Mir fiel das besonders in der nächsten Umgebung des Kremls auf. Wahrscheinlich soll das der Verschönerung des Stadtbildes dienen. Das Interessanteste war für mich nun aber, etwas von der Kirche auf dem Lande kennenzulernen. Ich habe in Dubna an der Wolga, 140 km nördlich von Moskau gewohnt. Dubna war früher ein kleines Dorf und wird jetzt zu einer ansehnlichen Stadt ausgebaut. Hier gibt es natürlich keine Kirche. In einem benachbarten kleinen Städtchen fand ich den Platz, an dem einmal eine Kirche gestanden hat. Einige Kilometer weiter fand ich schließlich eine Kirche am Rande eines Dorfes. Sie wird aber nur noch als Kino benutzt. Erst in einer Entfernung von etwa 20 Kilometern traf ich nun wirklich eine Kirche an, die noch von der Gemeinde benutzt wird. Das war in Kimri, einem typisch russischen Provinzstädtchen an der Wolga gelegen. Eine zweite Kirche in dieser Stadt ist Magazinlager geworden. In der ersten Kirche fand gerade eine Begräbnisfeier statt, rein liturgisch. Die Angehörigen standen mit Kerzen in Händen um dem offenen Sarg herum. Auch ein kleiner Gemeindechor war anwesend. Die Trauergemeinde war mit einem Lastwagen angefahren gekommen, wahrscheinlich aus der weiteren Umgebung. Nach der Feier in der Kirche wurde der offene Sarg wieder auf das Auto geladen. Dahinter formierte sich der Trauerzug, der singend durch die Stadt zog. Der Pope war jetzt nicht mehr dabei. - Etwa in der Mitte zwischen Dubna und Moskau liegt die alte Stadt Dmitrow, soll älter sein als Moskau. Die schöne alte Kathedrale ist Museum geworden, in dem es praktisch alles zu sehen gibt: Funde aus der vorgeschichtlichen Zeit neben Erinnerungsstücken aus den Jahren der Revolution oder Beutegegenstände aus dem letzten Krieg; alte wertvolle Ikonenbilder, Münzsammlungen einschließlich DDR-Geld, sowie besondere Produkte der Kolchosen aus der Umgebung oder ausgestopfte Vögel und anderes Götter. Traurig war vor allen Dingen, daß der bauliche Zustand dieser alten Kathedrale, die von einem mittelalterlichen hohen Erdwall umgeben ist, katastrophal ist. Die Ikonenwand ist dringgeblieben, aber von Pappe verkleidet. Drei andere Kirchen in Dmitrow sind ebenfalls der Gemeinde entfremdet worden. Ich vermute, daß es in der großen Stadt mindestens eine Kirche geben wird, die noch von der Gemeinde benutzt wird. Ich hab' sie aber nicht finden können. Außerhalb der Stadt fand ich eine hübsche Dorfkirche, hoch auf dem Berg gelegen, die noch eine Gemeindegkirche ist. In ihrer Nähe befindet sich ein Friedhof, auf dem ich überwiegend Gräber fand, die christliche Symbole trugen. Es waren Gräber aus den Jahren 1954 - 1960. Von etwa 20 Gräbern waren immer 1 oder 2 Gräber mit Hammer und Sichel oder mit dem roten Stern geschmückt. Die anderen trugen das russische Kirchenkreuz mit den zwei Querbalken. Ein Grab war mit einem großen steinernen Kreuzifixus geschmückt. Bei einem anderen Grab fiel auf, daß an dem roten Stern nachträglich noch ein Kreuz angebunden war. Dieser Friedhof wird natürlich nicht typisch sein für alle russischen Friedhöfe. Auf anderen Friedhöfen, die vielleicht fernab von der nächsten Kirche liegen, wird das Verhältnis zwischen Kreuzen und Sichel, bzw. Sternen bestimmt ganz anders sein. In Moskau bin ich noch auf einem ausgesprochenen kirchlichen Friedhof gewesen in der Nähe der Landwirtschaftsausstellung. Auf diesem Friedhof stand auch noch die Gemeindegkirche. - Das sind so einige Beobachtungen, die ich Dir nicht vorenthalten wollte. Ich kann leider nur sehr wenig russisch. Darum konnte ich

auch

auch in Gesprächen nicht viel erfahren von dem Gemeindeleben auf dem Lande. Natürlich wird es auch da Christen geben, wo keine Kirchen zu finden sind. Wie sie zusammenkommen, wo sie ihre Gottesdienste halten, weiß ich nicht. - Im übrigen hatte ich wunderschönes Bade- und Wanderwetter. Die Wolga mit ihren großen Flößen, den weißen Dampfern und den langen Schleppzügen und das weite grüne Land mit großen Rinderherden hat uns mächtig beeindruckt. Die Dörfer liegen dort oben sehr hübsch. Die Häuser sind aus festen Baumstämmen zusammengesetzt und mit Schindeln gedeckt. Manche sind mit Schnitzarbeiten oder mit bunten Farben verziert. Die Dörfer machten hier einen viel besseren Eindruck als in Belorussland.

Die drei Wochen waren leider viel zu kurz. Aber es hat sich dennoch gelohnt. Vielleicht bekommst Du durch diese schnell zusammengeworfenen Sätze einen kleinen Eindruck von dem, was ich erlebt habe.

Viele herzliche Grüße auch an Deine Frau und beste Wünsche für die Advents- und Weihnachtszeit!

Dein gez. Helmut

*letzte
nur Information
dane abgeben. lido.*

A b s c h r i f t

Theodor Jaeckel, Mainz-Kastel, General-Mudrastr. 1, den 14. Sept. 1960

Gedanken und Bemerkungen zu Dr. Thiels und Dr. Jungshans' Aufgabe!

Die Besprechung von Rev. Tiga und den Gossner-Pfarrern mit Bischof Hans-Ranchi und den Maennern vom Christian Industrial Service Committee (M.A.Z. Rolston und besonders Dr. E.C. Bhatti vom Nat. Ch. Council, Nagpur) im Juli in Jamshedpur hatte das im Protokoll niedergelegte Ergebnis, wie es im Gesamtkonferenzbericht, 12.-14. Juli, 1960, erhaeltlich bei Mr. Rolston 7/115 Swarup Nagar, Kanpur, U.P., abgedruckt ist.

"Minutes of the Christian Industrial Service Committee Meeting with representatives of GEL Church and Bishop Hans of Chotanagpur.

Rev. J.J. Tiga, President of the GEL Church, said that his Church was shortly expecting the arrival of two experts, one in agriculture, Dr. Junghans, and the other an economic and technical expert, Dr. Thiel. These gentlemen would be expected, after surveying the situation to help the Church, and to set up schools in their respective subjects. He asked for the advice of others on the best use of the service of these experts.

1. Agricultural Expert. The need was felt for our work in this field to be a genuine response to the felt needs of the people, and it was suggested that the Church might think in terms of such an expert conducting six-months courses in the villages themselves, rather than having a fixed center or school. A thorough study of the real needs was advised, and these needs should be met as far as possible on an inter-denominational basis. The GEL Church might take this matter up with the Chotanagpur Diocesan Council of the Church of India, in order to integrate their work in this field.

2. Technical Expert. The need for technical education was strongly stressed, both in the general need for a higher standard of qualification, and in the need for Church leaders trained in the Christian attitude to work. Such an expert would have to survey the exact needs for such training (both as regards the area, and the required level of training). He should also see something of the Christian Technical Schools already working such as Baroda, Balasore, Bombay etc. before establishing his own work.

For both the projects it was suggested that the GEL Church should set up inter-denominational Advisory Committees.

3. The third matter raised was an invitation received from the Gossner Mission to accomodate a certain number of students in various lines of study in Berlin at their student home "Gossner-Haus". The Committee, while appreciating the generosity and goodwill behind the invitation, advised caution and care in the selection of candidates, as jealousy and other evil effects have been felt by other Churches in similar cases. Some members felt that in general people should only be sent abroad if facilities for similar training did not exist in India."

Es erschien uns wichtig, dass Dr. Thiel sich Zeit laesst mit dem organisatorischen Beginn seiner Taetigkeit, besonders mit der Einrichtung einer Lehrlingswerkstatt. Ich selber würde empfehlen, vor zwei Jahren nichts zu unternehmen, was zukuenftiges Geld bindet und Anstellung von Indern impliziert. Sonst geschieht es ohne Uebersicht, und man stellt Leute an, die man spaeter wieder loswerden moechte, aber nicht loswerden kann.

Vielmehr sollte durch Besichtigungsreisen und durch Gespraechе mit Indern und Deutschen (Konsulatsbeamte in Calcutta, Ingenieuren und Kaufleuten in Calcutta, Rourkela, Jamshedpur etc.), Christen (NCC, Anglikanern, Katholiken) und Nichtchristen (Indian Institute of Statistics, wo die Fuenfjahresplaene vorbereitet werden, in Calcutta; mittlere und hoehere Technische Schulen; die Maenner von small industry development project und vom rural development project) eine Basis fuer gesunde, tragfaehige Entscheidungen vorbereitet werden. Das Inter-Denominational Advisory Committee ist als solche vor schnellen Fehlentscheidungen bewahrende beratende Instanz gedacht. Ausser den in dem Protokoll genannten Technical Schools (Rev.Tiga hat die Adressen) empfehle ich Kontaktaufnahme mit einigen der folgenden Maenner oder Institute.

1. Dipl.Ing.Schreiber, % Tata Thermal Plant Trombay, Bombay-38,Chembur. Dazu dort Dir.Zubair und Dir.Bakhle, Tata, Bombay. (Empfohlen durch Herrn H.Nowitzki, VDI, Rourkela, guter Bekannter von Peusch).

2. Tata Institute of Social Sciences, Chembur, Bombay-38.Phone: 67329. Dort z.B. Dr.S.D.Punekar, Head of Department of Research; oder auch Prof. Wadia und Prof. Govil.

3. Faridabad Industries Association, New Industrial Township, Faridabad (C.Rly), Secretary K.L. Chopra, Phone: Faridabad 136; im Faridabad Club, gegenueber der Bata-Schuhfabrik. Der Bus haelт direkt davor. Mit Bus bequem von New Delhi aus zu erreichen. Dort Gespraechе mit Mr. Chopra und in einzelnen Unternehmungen ueber ihre Wuensche und Erfahrungen.

4. Die Mercedes Lehrlingswerkstaette bei Tata in Jamshedpur, die ausgezeichnet sein soll. (Ich konnte sie nicht besuchen.) Dort Gespraech mit den deutschen Leitern, natuerlich auch mit den Indern.

5. Besuch im Unesco Research Centre on the Social Implications of Industrialization in Southern Asia, 56 A Barrachpore Trunk Road, Calcutta 2, P.O.Box 242, Calcutta. Tel.: 56-2740. Dort Direktor: N.K. Bhose und Bibliothekarin Miss E.M. Ronquillo (sehr lebendige und positive Philippinen). Von dort ist leicht Vermittlung zu erreichen zu andern Stellen, Schulen und Versuchsprojekten, z.B.:

6. Indian Institute of Statistics, Barrachpore Rd.Calcutta. Dort etwa Prof. R. Mookherjee, oder andere.

7. Deutsches Generalkonsulat Calcutta, 1/3 Brabourne Rd., Tel.:22-5752. Besonders Dr. Kampmann (sehr aufgeschlossener Katholik), Kultur- und Erziehungsattachе, - wenn er noch da ist. Priv.Telefon: 45-4548. Er kann brauchbare Adressen und Besuche vermitteln, z.B. bei:

a) ICFTU Labor College, Calcutta, New Alipore, Block J, P. 199. Tel.: 45-4767, Dir.V.S.Mathur.

b) Jadavpur Polytechnic School, Calcutta (eine kleine Lehrlingsschule).

c) Die Technische Hochschule in Calcutta, wo auch Dr. Rehfeld, der uebers Konsulat Calcutta zu erreichen ist und mit dem auf jeden Fall Kontakt aufgenommen werden sollte, Deutsch unterrichtet.

d) Die Technische Hochschule in Kharagpur, an der ein tuechtiger deutscher Ingenieur-Professor (Name ueber Konsulat-Calcutta) unterrichtet.

8. Katholisches F.Xavier Institute of Labor Relations in Jamshedpur. (Hoechst hilfreich).

9. Rev. Robert M.Clark (United Church of Canada), Union Theolog. Seminary, in Indore M.P., der eine Handwerkerlehrlingsschule aufgebaut hat und viel Erfahrung besitzt.

10. Technical School in Ranchi.

Abschliessend noch zwei Hinweise zur Struktur der Lehrlingswerkstatt:

1. Es ist wichtig, dass man Lehrlinge, die sich während des Schulbesuches als unbrauchbar erweisen, auch wieder ausbooten - oder überhaupt ihre Aufnahme ablehnen - kann. Darum darf die Werkstatt sich nicht eng an eine Fabrik oder Kirche anlehnen. Denn dann ist man nicht mehr frei, abzulehnen.

2. Wenn die Schule ein Dienst an Indien sein soll, der auch von nicht-christlichen Stellen anerkannt wird, darf sie nicht nur für Gossner-Christen dasein, sondern muss auch andere Christen und Nicht-christen aufnehmen. Wenn der Gedanke "Führungsschule für Gossner-Christen" entscheidend ist, wird durch uns der Partikularismus - oder Communalismus - gefördert, von dem Indien heute gerade loskommen möchte.

3. Ich bin mir bewusst, mit diesen Bemerkungen eines Laien Eulen nach dem Athen des Fachmanns Thiel zu tragen. Ich bitte daher, sie mit nachsichtigem Wohlwollen zu lesen.

Sowohl Herr Thiel wie Dr. Junghans sollten sich bei den Leuten vom Rural Development Project und vom Small Industries Development Project und bei dem Tribal Research Center - alles in und bei Ranchi - vorstellen und beraten lassen. Man kann dort manches über Generallinie und Einzelheiten lernen, da man dort erfahrene Leute mit Frontpraxis trifft.

Zur Lektüre empfehle ich:

1. Duke of Edinburgh Conference in Oxford, London 1957, vol.I: Thoughts on the Industrialization of a predominantly Rural Society, by Tata. Erhältlich im F. Xavier Institute in Jamshedpur.

2. Industrialization and Agrarian Reforms. Vierseitiges gedrucktes Blatt, von E.C. Bhatt. Erhältlich bei ihm selber in Nagpur.

3. Report on Social and Cultural Factors affecting Productivity of Industrial Labour. A Study of the influence of socio-cultural factors on Workers' Behaviour. Unesco Research Center, Calcutta. Erhältlich dort im Center. Da ich nur die Druckbogen gesehen habe, hätte ich selber dies in diesem Sommer herausgekommene Dokument zugesandt bekommen. Vielleicht kann das Herr Thiel oder Herr Junghans für mich tun.

4. Ich hoffe, Herr Thiel und Herr Junghans haben meine Sammelmappe mit einschlägiger kürzerer Literatur und Zeitungsausschnitten, die ich für sie bei Herrn Kloss in Ranchi zurückliess, erhalten; ebenso den dort für die Beiden zurückgelassenen Atlas zur Wirtschaftskunde Indiens.

5. Das jährlich erscheinende offizielle Jahrbuch "India 1960 etc.", Preis 5 oder 6 Rupien.

Zur Herstellung von Kontakten empfehle ich, möglichst Vorträge zu halten vor den Leitern der development projects, vor Deutschen oder auch vor interessierten Indern im Rahmen des Kulturprogramms der deutschen Konsulate in Calcutta, Bombay und Delhi (Kultur- und Erziehungsattaché in Delhi ist Dr. Gerscher). Die deutschen Behörden organisieren gern solche Programme und sind dankbar für Anerbieten unsererseits. Dann geschieht das Bekannte-machen und das Selber-bekannt-werden nicht zeitraubend von unten, sondern mit einem Schlage bequem von oben.

Für Dr. Junghans: Besuche sollten abgestattet werden bei:

1. Prof. J.B. Chitambar, Principal of Allahabad Agricultural Institute. Dort ist zu beachten, dass die Absolventen dieser Schule kaum selber in die Landwirtschaft gehen, sondern meist ins Lehrfach oder in Regierungsbüros. Auch sagt man, dass die dort gebrauchten landwirtschaftlichen Maschinen, wie Traktoren, im Alltag des indischen Kleinbauern nicht zu gebrauchen seien. Darum bliebe der dort erteilte Unterricht oft akademisch.

2. Mr. Dulal Borpujari, General Manager of Agricultural Development Society, Manufacturers of Animal drawn improved Ploughs, cultivators

harrows, winnowing fans, irrigation pumps and garden tools, Related to Allahabad Agricultural Institute, P.O. Naini, District Allahabad U.P. Telephone: Naini 13. Ausgezeichneter Mann; von ihm ist viel zu lernen.

3. Rev. E.C. Bhatti's Sohn in Nagpur, Schüler der Allahabad Landwirtschaftsschule und einer der wenigen ihrer Absolventen, der eine eigene Landwirtschaft hat. Wenn ich recht erinnere, betreibt er Reisbau, Obstpflege und Viehzucht. Seine Frau arbeitet aktiv mit (frühere Journalistin). Er hat Bewässerungsnöte. Dr. Bhatti meinte, Dr. Junghans solle eine Woche bei seinem Sohn in Nagpur verbringen.

gez. Theodor Jaeckel

Abschrift

Deutscher Evangelischer Missionsrat
H a m b u r g

9. August 1960

An das
Kirchliche Außenamt
z.Hd. Herrn Vizepräs.G. Stratenwerth

Frankfurt/Main
Untermainkai 81

Verehrter Herr Präsident, lieber Bruder Stratenwerth!

Die Rundfrage wegen der von Pastor Peusch in Indien geplanten Heimschule hat folgendes Ergebnis gehabt:

1. Leipziger Mission: "Unsere Missionsgesellschaft ist an der Gründung einer Deutsch-sprachigen Schule direkt nicht interessiert."
2. Basler Mission: "Die Basler Mission als Ganze und auch ihr deutscher Zweig hat an dem Plan von Pfarrer Dr. Peusch kein Interesse."
3. Breklumer Mission: "Es wird unsererseits kaum zu einer Beteiligung kommen, weil die Missionare von Indien her ihre Ablehnung bereits ausgesprochen haben, und die Arbeit der Schule nach dem vorgelegten Programm nicht zweckentsprechend ist. Außerdem ist das Problem der älteren Kinder gar nicht angeschnitten. Hier liegt nach unserer Erfahrung die eigentliche Not. Ein Gegenvorschlag aus Indien liegt bei uns vor."
4. Gossnersche Mission: "Ich selbst bin der Meinung, daß eine deutsche Heimschule in den Bergen Südindiens für alle deutschen Missionen wünschenswert wäre, auch wenn die Gossner-Mission für die nächste Zeit kaum mit schulpflichtigen Missionarskindern rechnen kann."

Das Ergebnis der Rundfrage ist eindeutig im Blick auf die Praxis. Es werden von deutschen Missionen für die nächste Zeit keine schulpflichtigen Missionarskinder in diese Heimschule entsandt werden. Von den 4 in Frage kommenden Missionen sind 3 gegen die Errichtung der Heimschule, nur die Gossner-Mission ist dafür.

Der Deutsche Missionsrat ist keine Behörde und kann deshalb offiziell zu diesen Plänen nicht Stellung nehmen. Persönlich aber scheint mir eins klar zu sein, der Plan von Pastor Peusch, Rourkela, zur Errichtung einer Heimschule in Indien ist sachlich, personell und finanziell unrealistisch und deshalb so nicht durchführbar.

Herzlichen Dank Ihnen, lieber Bruder Stratenwerth, für Ihr ermunterndes Wort im Blick auf das Überseekolleg. Wir sind fleißig dabei, es weiter vorzubereiten und hoffen, 1961 zur Bildung des Kuratoriums zu kommen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

gez. Pörksen

Abschrift

GRÜNDUNG EINER DEUTSCHSPRACHIGEN EV. HEIMSCHULE IN KOTAGIRI / INDIEN / NILGIRIS.

=====

Erläuterungen zu unserem Schreiben v. 27.5.60 und dem Kostenvoranschlag.

GRUNDSÄTZLICHES

- 1) Zweck der Gründung der deutschen Heimschule ist es, die schulische Betreuung deutscher Kinder in Indien sicherzustellen.
 - a) Für Kinder von Missionaren (deutsch-sprachige!), um den Missionaren ein längeres Verweilen in Indien zu ermöglichen, die oft wegen der Ausbildung der Kinder frühzeitig nach Deutschland zurückkehren wollen.
 - b) Für Kinder von Technikern und für längere Zeit in Indien lebende Deutsche. Für erstere besteht damit die Möglichkeit, die Kinder mit in das Land zu bringen und wird eine Trennung der Familien vermieden. Hier liegt auch die missionarische Aufgabe der Schule!
 - c) Die Schule wird einen rein deutschen Lehrplan haben, der es jederzeit ermöglicht, auf eine Schule in Deutschland ohne Bruch überzuwechseln.

Vorteil: voller Unterricht in den deutschkundlichen Fächern.

Nachstehend ein Aufsatz eines 11jährigen deutschen Jungen, der 4 Jahre englisch-indische Schulen besuchte: (gut begabt!)

Die Verleugnung des Petrus (Die Verleugnung des Petrus)

Johannes und Petrus folgten den Herrn bis zum Haus der Priester. Da sagte die Türnerin du bist auch ein junger Jesus. Da sagte Petrus "nein" (!) Da sagte eine andere Frau: Deine schtime verat dich. Da sagte ein anderer: Ich habe dich mit Jesus im Garten gesehen. Da kretete der Herr das erste Petrus ging rau und vintete (!).

- 2) Der Idealfall für diese deutsche Schule wäre, sie gleich von Anfang an von der Grundschule bis zum Abitur voll auszubauen! Das - entweder für nur deutsche Kinder oder aber auch für indische Schüler zugleich, womit auch ein Interesse des Bundes vorausgesetzt wäre. Wie mir die Botschaft und auch das Generalkonsulat in Kalkutta zu verstehen gaben, würde es sich hier um ein Millionenprojekt handeln, wie z.B. das deutsche Gymnasium in Lissabon oder das Ev. Gymnasium in Kairo. Ein solches Projekt für Indien ist nicht spruchreif, wie dann auch der Bedarf nicht vorliegt, da eine solche Schule wenigstens von 300 Kindern besetzt werden sollte, um sie rentabel zu machen.

Die größte Schwierigkeit bei dieser Planung liegt in der Bestimmung der Größenordnung der Schule und des zu veranschlagenden Etats.

Es ist schon über 10 Jahre die Rede von einer solchen Schule - ohne Ergebnisse erzielt zu haben. Wenn hier der erste Schritt getan wurde, so wurde zugleich ein Rahmen angestrebt, der zu verwirklichen ist.

Deshalb zunächst die Begrenzung der Jahrgänge auf die Zeit von 6-14 Jahren (Grundschule bis Untertertia einschließlich). Man sollte diesen Plan den ersten Abschnitt nennen, um sogleich die beabsichtigte Erweiterung mit hineinzunehmen.

Der Plan wurde mitsamt dem vorgesehenen Etat so gewählt, weil hierfür die besten langjährigen Erfahrungen der dänischen Schule der DMS vorliegen. Hier wird der Beweis erbracht, daß sich eine Schule in der vorgesehenen Größenordnung auf diese Weise trägt.

- 3) Die Aufstellung des Etats ging also von diesen Gegebenheiten aus. Interessenten und Unterstützer dieses Planes zu gewinnen, ist weniger eine Sache des Geldes, sondern Sache der "Verkaufpsychologie". Einem billigen Artikel, selbst wenn er noch so gut und solid ist, wird mit Mißtrauen begegnet - "das kann nicht viel sein". Es muß betont werden, daß der Etat von dem Minimum ausgeht, um die Stellen, die wir ansprechen wollten, überhaupt geneigt machen zu können, die Sache zu diskutieren, zumal wir wissen, daß hier die Mittel beschränkt sind. Das ist der große Nachteil dieses Etats, weil er in seiner Minimalberechnung eher suspekt wirkt als anziehend.
- 4) Ich wäre dankbar, wenn ich hier die Ansicht des Kuratoriums kennenlernen könnte oder orientierter Leute, die sich in diesen Größenordnungen besser auskennen.

EINZELHEITEN

- 1) Auszugehen ist von dem bereits angekauften Grundstück von 1 ha Land und dem doppelstöckigen Gebäude mit 7 großen Räumen, 2 großen eingeglasten Veranden, drei Baderäumen mit entsprechenden separaten Ankleideräumen, 2 Pantries, ein kleiner Abstellraum, ein Boiler und Pumphaus, (W.C., warmes und kaltes Wasser eingelegt, Septik-tank), Hochwassertank, gefüllt mit Pumpe, eigener Brunnen, Servantquartier aus Bruchsteinen (4 Räume). Sämtliches Bauholz in Teakholz. Eine Garage, die aber stark zerfallen, da die Dachbedeckung gestohlen wurde. Küchenanbau mit indischem Holzfeuerungssofen.

Notwendige Reparaturen:

Ergänzung der Regenrinnen - (Dach in Ordnung) - Überholung des Wasserleitungssystems - neue elektrische Pumpe - Anschaffungswert 1600 Rs, Reparatur des Daches des Servantquartiers und Verputzen. Ausbesserung des Anfahrweges.

Im übrigen ist das Haus in Ordnung.

Renovierung des Küchenanbaus.

Notwendige Neubauten:

1 Garage als Untergeschoß für die auf halbem Hang in Verbindung mit dem Hauptgebäude (mit separatem Eingang zu versehen) Lehrerwohnung mit 4-5 Zimmern. (Die Einzelkraft erhält 2 Zimmer im Hause selbst mit Bad etc.) Anbau eines Doppelstock-Gebäudes: Unterer Flur: 2 Schulzimmer mit Lehrmittelraum, oberer Flur: großer Esssaal mit anschließendem Spielzimmer. Anlage eines Spielplatzes, wozu nur mittlere Erdbewegung notwendig.

Möblierung der Gebäude.

Hierfür waren vorgesehen: 5.000 Rs Reparaturen

18.000 Rs Neubauten.

Der letzte Posten ist etwas knapp bemessen, da ursprünglich nicht an einen Esssaal und Spielzimmer, wie auch nur an eine kleinere Lehrerwohnung gedacht war. Für die geltenden Baupreise sollten aber für dieses Programm durchaus 35.000 Rs ausreichend sein.

2) Lehrergehälter:

Es wurde von Missionarsgehältern ausgegangen. Es ist klar, daß ein Lehrer in einer Auslandsschule etwa das Doppelte bekommt.

Also: Lehrerehepaar 1.500Rs

Einzelkraft 840Rs

Diese Vergütung wäre angemessen, wenn man den Missionarsstatus verläßt. Die Frage würde sich zudem lösen, wenn sich eine Stelle, Bund oder andere, bereiterklärte, die Gehälter zu übernehmen.

- 3) Urlaubsvergütung müßte zu gleichen Teilen an alle drei Lehrer gezahlt werden, auch an die Lehrerehefrau, wenn überhaupt bei höherem Gehalt diese nicht wegfällt.
- 4) Dieser finanzielle Anreiz würde natürlich das Finden von Kräften erleichtern, zumal so das Lehrerehepaar 1000 Rs, sogar DM im Monat sparen könnte! So sieht doch die Rechnung im Endeffekt aus! Es fragt sich nur, ob uns damit gedient ist, jemanden zu nehmen, der wegen des Geldes nur diese Arbeit übernimmt!

5) Schulgeldhöhe

Nach Ansicht unserer Ingenieure hier, die sich dazu geäußert haben, können wir von den Ingenieurskindern ohne weiteres 100 Rs mtl. Schulgeld erwarten!

Es dreht sich bei den Überlegungen für den laufenden Betriebszuschuß immer um die Aufbringung der Lehrergehälter! Sind diese bezahlt, so trägt sich die Schule von selbst und wird sogar noch einen Überschuß für Abschreibungen und Amortisation erbringen. Hier ein einfaches Rechenexempel:

Missionarskinder (MK) bezahlen 30 Rs mtl.
Ingenieurskinder (IK) " 100 Rs mtl. (Die Staffelung ist bei den Dänen so, daß die MK frei sind, die IK 75 Rs bezahlen).

Ausgehend von einer Gesamtschülerzahl von 20 ergibt sich:

5 MK	= 150 Rs	in 9 Monaten:	14.850 Rs (Jahresaufkommen)
15 IK	= 1500 Rs		
10 MK	= 300 Rs	" "	11.700 Rs "
10 IK	= 1000 Rs		
15 MK	= 450 Rs	" "	8.550 Rs "
5 IK	= 500 Rs		

Selbst im letzteren Falle würden die Ausgaben (Kostenvoranschlag III, 3-6) hinlänglich gedeckt!

gez. Dr. Eberhard Peusch

10.9.60

Auftrag und Ergebnis unserer Indienreise

In der Heiligen Nacht - etwa um 2 Uhr morgens - hält der Bombay-Calcutta-Express auf der Bahnstation Rourkela. Als meine Frau und ich die Tür öffnen, um Ausschau zu halten, steht Pastor Dr. Peusch mit einer kleinen Gruppe indischer Christen plötzlich vor uns. Wir werden mit einem fröhlichen "Jisu sahay" (dem indischen Christengruß) empfangen. Man hängt uns Blumenketten um den Hals, die ersten, die wir bekommen. Und dann wird ein Weihnachtsbhajan angestimmt, den wir noch hören, als sich der Zug schon wieder in Bewegung gesetzt hat. Pastor Dr. Peusch ist inzwischen zu uns gestiegen. Er fährt nach Calcutta, um der dortigen deutschen Gemeinde den Weihnachtsgottesdienst zu halten. Aus seiner Aktentasche holt er ein kleines Weihnachtsbäumchen und Kerzen hervor, auch ein stilisiertes Pferdchen aus gebranntem Ton als Weihnachtsgeschenk. Die Aussätzigen in Purulia haben es geformt. Pastor Peusch befestigt das Bäumchen mit den Kerzen geschickt auf einem unserer Reisekoffer - und so sind wir doch noch zu einer Christnachtfeier und Christbescherung gekommen.

Einige Stunden später kommen wir in Chakradarpur an, der ersten Gemeinde der Goßner-Kirche. Es ist noch dunkel und bitter kalt. Mit Hilfe von Pastor Peusch sind wir mit all' unsern Koffern und Kisten glücklich aus dem Zug gestiegen. Er fährt weiter, wir bleiben zurück. Niemand ist zum Abholen gekommen. Ob unser treuer Reisebegleiter, Ratgeber und Dolmetscher, Pfarrer Klimkeit, den wir über Calcutta vorausgeschickt hatten, nicht rechtzeitig eingetroffen ist? Ob Pastor Kloß und seine Frau in Chaibassa keine Mitteilung erhalten haben? Wir bleiben lange Zeit im Ungewissen. Endlich fahren Pfarrer Klimkeit und Pastor Kloß mit lauten Zurufen in einer Taxe vor, die sie sich in Chaibassa besorgt haben. Das Missionsauto hat gestreikt. Darum die Verspätung. Von dem Tage an führt das Auto den Spitznamen "Bileams Esel". Es hat im Laufe der Zeit seinem Namen alle Ehre gemacht.

In Chaibassa werden wir von Frau Pastor Kloß in Empfang genommen, dürfen uns waschen und Tee trinken; dann brechen wir sofort - diesmal mit dem Missionsauto - nach der Industriestadt Jamshedpur auf, wo die deutsche Gemeinde zum ersten Weihnachtsfeiertag versammelt ist: unser erster Gottesdienst in Indien.

Erst spät am Abend kehren wir nach Chaibassa zurück. Silvester und Neujahr wollen wir zusammen mit Schwester Ilse Martin im Missionshospital Amgaon verleben. Alle Missionsgeschwister versammeln sich dort, damit wir Gelegenheit erhalten, uns über die Lage der Goßner-Kirche zu informieren, ehe die Verhandlungen beginnen. Auch die ganze Familie Peusch ist anwesend. Nach einer abenteuerlichen Fahrt durch dichten Dschungel und auf hochansteigenden Serpentin ("Chats") über das Bergland von Banai und Bamra kommen wir tief in der Nacht in Amgaon an. Als wir am nächsten Morgen das ganze Hospitalgelände unter dem strahlenden Tropenhimmel besichtigen, sind wir davon überzeugt, daß Amgaon die schönste Station der ganzen Goßner-Kirche ist, überaus entwicklungsfähig und dessen würdig, ein ganzes Leben missionsärztlichen Dienstes darauf zu verwenden. Während des letzten Jahres ist das Hospital mit großem Fleiß ausgebaut worden. Leider hat Dr. Bischoff seinen Arbeitsplatz verlassen müssen, ehe ein Nachfolger für ihn gefunden werden konnte. Schwester Ilse Martin ist mit ihrem indischen

Personal allein zurückgeblieben und auf die Dauer dem Ansturm von rd. 200 Patienten am Tage nicht gewachsen. Sie sieht sehr elend und müde aus, und es ist höchste Zeit, daß sie auf Deutschlandurlaub fährt. Wird bis dahin ein neuer Missionsarzt aus Deutschland zur Stelle sein? Wir haben ihn bis auf den heutigen Tag noch nicht finden können. Alle unsere Freunde sind aufgerufen, uns in dieser Frage mit ihrer Fürbitte und etwaigen Vorschlägen zu helfen.

Nach Tagen einer schönen herzlichen Gemeinschaft in Amgaon fahren wir nach Chaibassa zurück und treffen endlich - am 2. Januar - in der Hauptstadt des Landes Bihar und dem Hauptsitz der Goßner-Kirche, Ranchi, ein.

Es bleibt uns nicht viel Zeit, um den Auftrag, mit dem wir nach Indien gekommen sind, auszurichten. Am 6. März werden wir Ranchi wieder verlassen müssen, um in Cochin (Südindien) noch rechtzeitig das Schiff zu erreichen, das uns zurück nach Genua bringt.

Wir haben die Leitung der Goßner-Kirche und auch die Gemeinde in Ranchi gebeten, von jedem öffentlichen Empfang abzusehen. Die innere Lage der Kirche, die seit mehr als 2 1/2 Jahren im Streit und Unfrieden lebt, ist nicht dazu angetan. Es ist ein rechtes Gottesgeschenk, daß wir nicht auf dem großen Grundstück der Goßner-Kirche, sondern im Bungalow der Miss Espinasse Unterkunft finden, das der anglikanischen Kirche gehört und uns durch die Freundlichkeit ihres Bischofs Dilbar Hans, eines feingebildeten Munda, zur Verfügung steht. Dort befinden wir uns auf neutralem Boden. Pfarrer Klimkeit, der 16 Jahre lang Goßner-Missionar in Indien war, hat sich seinen alten Koch Christodas kommen lassen. Mit seiner Hilfe kann sich meine Frau unabhängig machen und eine eigene Wirtschaft führen, an der sich auch Pastor Kloß und seine Frau beteiligen. Zum Bungalow gehört eine kleine Kapelle, in der die anglikanischen Christen ihre täglichen Andachten halten. Sie wird einmal im Laufe der Verhandlungen mit der Goßner-Kirche auch für uns eine wichtige Rolle spielen. Auf der geräumigen Veranda empfangen wir ständig Besuch. Oft sitzen wir unter dem riesigen Baumwollbaum, in dessen Krone immer ein Volk von Geiern hängt, die an den karminroten Blüten knabbern, bis sie abfallen und zerblättert zu unseren Füßen liegen. Der Bananenbaum vor der Tür unseres Innenhofes treibt gerade Blüte und Frucht: eine wuchtig-schwere Blüten-dolde, aus deren violetten Deckblättern sich Tag für Tag ein ganzer Quirl von gelben Früchten schält. Der Hibiskus blüht. Wir haben klimatisch die beste Zeit des Jahres für uns und dürfen hoffen, daß Gott uns auch die Gesundheit schenkt, unsere Aufgabe zu erfüllen.

Es ist schon dunkel, als wir an einem Freitag in unser Quartier einrücken. Am nächsten Tage nehmen wir den Kontakt mit der legalen Kirchenleitung und der Führerschaft der sogenannten "Nordzone" auf, die sich auf eine ungesetzliche Weise von der Gesamtkirche gelöst und eine eigene illegale Kirchenleitung gebildet hat. Wir erfahren, daß beide Gruppen in Ranchi wie auch in anderen Gemeinden getrennte Gottesdienste halten und auch nicht mehr gemeinsam zum Heiligen Abendmahl gehen.

Darum erklären wir, daß wir grundsätzlich an einem getrennten Gottesdienst nicht teilnehmen werden, und laden zum Sonntag Abend zu einem eigenen Gottesdienst in der Christuskirche ein, die tausend Sitze faßt. Die "Nordzone" läßt uns wissen, daß sie diesen Gottesdienst nicht abkündigen und zu ihm auch nicht erscheinen wird. Trotzdem ist die Kirche dicht gefüllt.

Am nächsten Morgen beginnen die Verhandlungen mit der Nordzone, die - ohne vorher zu fragen - das Gesetz des Handelns einfach in die Hand genommen und etwa 50 Vertreter aus ihren Gemeinden nach Ranchi beordert hat, zum Teil von weither: aus den Duars am Fuße des Himalaya, aus Patna am Ganges und dem jüngsten Missionsgebiet der Kirche im Staate Madhya Pradesh. Die Diskussion, die mit Temperament geladen ist, findet im "Lal Bungalow" ("Rotem Bungalow") statt, das bisher den deutschen Missionaren als Wohnsitz gedient hat. Die Nordzonenleute haben sich des Gebäudes widerrechtlich bemächtigt und es in ein Standquartier und eine Art Heerlager umgewandelt. Eine ganze Woche lang (vom 5. - 10. Januar) hören wir fast nur zu, wie die leidenschaftlichsten Anklagen gegen das derzeitige legale Church Council (Kirchenleitung) erhoben werden. Erst in den beiden letzten Tagen kommen wir zu Wort. Als Grundlage für unsere Aussprache dient der Entwurf einer neuen Verfassung, mit der die Nordzone eine Stammeskirche der Uraons innerhalb der gesamten Goßner-Kirche errichten will. Wir geben den Vertretern der Nordzone zu verstehen: 1. das diese nichts erreichen kann, solange sie sich im Zustand der Illegalität befindet; 2. daß ihr Anspruch auf eine Nebenregierung die Kirche spaltet und 3. daß das im Entwurf vorgesehene Recht zur Propaganda für die Nordzone quer durch das ganze Kirchengebiet den Unfrieden in der Kirche verewigt. Trotz unserer Kritik am Verfassungsentwurf entsteht zwischen uns ein guter menschlicher Kontakt, der dazu führt, daß die Nordzonenleute sich bereit erklären, mit ihren Gegnern (dem Church Council) verhandeln zu wollen.

Es ist tief bedauerlich, daß sich die Verhandlungen mit der legalen Kirchengruppe (Church Council) nicht gleich an unsere Unterredungen mit der Nordzone anschließen können, weil der Präsident der Kirche, Pastor Jilo Tiga, für zwei Wochen nach Süd-Indien und Calcutta verreist ist. Die Nordzone nutzt diese Zeit aus, um das Gerücht zu verbreiten, daß wir für sie Partei ergriffen und ihre Ansprüche anerkannt hätten. Die Temperatur des Vertrauens zwischen den Church-Council-Leuten und uns sinkt tiefer und tiefer, obwohl wir während des ganzen Kirchenstreits und auch unserer Anwesenheit in Indien unter Beweis gestellt haben, daß das Goßnersche Kuratorium in Berlin eine offizielle Verbindung einzig und allein mit der legalen Leitung der Goßner-Kirche hat. Wir müssen diesen unerquicklichen Zustand geduldig durchstehen. Inzwischen besuchen wir die Gemeinden Govindpur und Purulia zu Gottesdiensten und Gemeindeversammlungen. In Govindpur haben wir die große Freude, unsere beiden Schwestern Anny Diller und Hedwig Schmidt wiederzusehen und ihre Arbeit in der Tabita-Bibelschule zu besichtigen, die geradezu einzigartig ist und unser aller Dank und Anerkennung verdient. Am 1. März ds. Jrs. feiert sie ihr zwanzigjähriges Bestehen.

Am 17. Januar brechen wir nach Rourkela auf, um dort der deutschen Auslandsgemeinde und ihrem Pastor Dr. Peusch und seiner Familie einen Besuch abzustatten. Als ich vor 5 Jahren durch diese Gegend fuhr, stand der Plan, hier mit Hilfe der deutschen Firma Krupp & Demag das in Zukunft modernste Eisenhüttenwerk Indiens zu errichten, erst auf dem Papier. Was wir jetzt zu sehen bekommen, ist geradezu ein zweites deutsches Wirtschaftswunder: wo früher nur Dschangel und Dschangeldörfer standen, sind im Laufe der letzten Jahre eine moderne Arbeiterwohnstadt und ein Industriewerk größten Stils emporgeschossen. Was uns diesmal herführt, ist ein besonderer Anlaß. Am 18. Januar wird in der benachbarten Dschangelgemeinde Jarakudar, die zur Goßner-Kirche gehört, eine neue Kirche eingeweiht, die von einer Gruppe von 60 deutschen Ingenieuren und Facharbeitern in ihrer Freizeit erbaut worden ist: ein höchst erfreuliches Zeichen der zwischenmenschlichen Beziehungen der Rourkela-Deutschen zu den Bewohnern eines ganz einfachen indischen Bauerndorfes. 200 Deutsche und rd. 3000 indische Christen sind zum Kirchweihfest erschienen: ein Ereignis, das durch die ganze indische und auch deutsche Presse geht. Seitdem sind schon zwei deutsche Brautpaare in dieser Kirche getraut worden, und gegenwärtig bauen dort Pastor Dr. Peusch und Glieder seiner Gemeinde zusammen mit den indischen Christen ein Bungalow auf, das als Freizeitheim dienen soll.

Nach Rourkela zurückgekehrt, helfen wir Pastor Dr. Peusch, die Frage eines Kirchbaus für die dortige deutsche Auslandsgemeinde und darüber hinaus auch für die indischen Christen zu klären. Am Tage darauf fahren wir mit Auto nach Ranchi zurück. Pastor Dr. Peusch begleitet uns. Und noch in der Nacht geht es dann in gemeinsamer Fahrt weiter nach Patna am Ganges, wo wir den Expreszug erreichen, der uns in zwei Tagen und zwei Nächten nach Delhi bringt. Wir unternehmen diese Reise im Auftrage des Kirchlichen Außenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland, um bei der deutschen Botschaft in Delhi über die Frage zu verhandeln, ob neben Pastor Dr. Peusch noch ein zweiter deutscher Auslandspfarrer für Indien mit dem Sitz in Bombay entsandt werden soll. Wir werden von dem deutschen Botschafter Dr. Melchers aufs liebenswürdigste empfangen. Und nachdem ich bereits vom deutschen Generalkonsul in Bombay die Zusicherung erhalten habe, daß für die Betreuung der evangelischen Deutschen ein weiterer Seelsorger dringend gebraucht wird, gibt jetzt hier in Delhi die deutsche Botschaft eine gleiche Erklärung ab. Wir nehmen die Gelegenheit wahr, um auch das Problem der Aussendung von deutschen Missionaren nach Indien und Fragen, die die deutsche Gemeinde in Rourkela betreffen, zu erörtern. Wir haben trotz der knappen Zeit noch die Möglichkeit, etwas von der versunkenen Mogul-Herrlichkeit, im besonderen die Prachtbauten der Mohammedaner in Delhi und Agra, zu sehen. Dann geht es in Eile nach Patna zurück, wo unser Auto auf uns wartet.

Am Tage darauf (25. Januar) beginnen in Ranchi die Gespräche mit dem Church Council, d. h. also mit der großen Mehrheit der Goßner-Kirche, die zu dem Stamme der Mundas gehört und hinter der verfassungsmäßigen Kirchenleitung steht; aber auch Angehörige anderer Stämme, z.B. der Kharias und Bengalen, ge-

hören dazu. Die Verhandlungen werden im Amtsgebäude der Kirchenleitung geführt. Der Empfang ist kühl; uns schlägt eine Welle von Mißtrauen entgegen. In der Nordzone hat man um uns mit einer Herzlichkeit geworben, die uns manchmal peinlich war. Hier kommt es während der ganzen Verhandlungswoche - für indische Verhältnisse fast undenkbar! - zu keinem Gastmahl. So entschließen wir uns, selber die ganze Versammlung zu einem Abendessen einzuladen; auch dieser Abend verläuft kalt und steif. Dann aber sind es die Sachfragen, die das Eis zum Schmelzen bringen. Bald wird auch hier leidenschaftlich diskutiert; ja, eines Tages öffnet man mir, dem Außenstehenden, die Tür zur innersten Kammer des Stammeslebens. Das geschieht, als die Mundas auf den Stammesrat der Uraons zu sprechen kommen, den Kurukh-Sabha. Ich erfahre, wie die Uraonführer der Nordzone im Streit der Kirche die elementarsten Rasseninstinkte gegen die Mundas mobilisiert haben. Was selbst unter den heidnischen Uraons nicht vorkommt, hier hat es sich ereignet; die Nordzone hat die Trauung von christlichen Uraons und Mundas unter Kirchenstrafe gestellt. Der Sekretär der Nordzone, der zugleich der Schriftführer des Stammesrates ist, gibt ein Blatt heraus, "Das Licht", das nach Aussage der Church-Council-Leute nur Finsternis verbreitet: Verdächtigungen und Verleumdungen, die auf das Church Council und seine Gefolgschaft ein schlechtes Licht werfen. Die größte Überraschung steht mir aber noch bevor. Als ich einmal die Frage stelle, wieviel Uraons sich denn unter den Versammelten befinden, heben fast die Hälfte der Anwesenden ihre Hände. So stehen denn die Uraons nicht geschlossen hinter der Uraon-Kirchenpartei der Nordzone? Die Auskunft, die ich auf diese Frage erhalte, ist überaus aufschlußreich: man lehnt es aus biblischen Gründen ab, eine Kirche auf der Grundlage der Stammeszugehörigkeit aufzubauen. Die e i n e Kirche ist für die Angehörigen a l l e r Stämme und Rassen da. Von diesem Grundsatz dürfe man nicht abweichen. Ich kann nicht anders als dieser Auffassung zustimmen. Mit alledem aber wird mir ein brauchbares Argument an die Hand gegeben, das ich in weiteren Gesprächen mit der Nordzone handhaben kann. Ich kann später den Nordzonenleuten überzeugend deutlich machen, daß eine Teilung der Kirche niemand härter treffen würde als die Uraons selber. Sie würden durch eine Teilung der Kirche zweimal geteilt werden. Trotz dieser richtigen Haltung im Grundsätzlichen kann ich aber den ein wenig selbstsicheren Vertretern des Church Council den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nicht das Äußerste getan haben, um den Kirchenspalt zu vermeiden. Es genüge in einem Zeitpunkt, in der die Einheit auf dem Spiele stehe, nicht, sich allein auf die eigene Legalität zu berufen. Um in einer Lage, die die Kirche bis ins Innerste erschüttere, etwas zu erreichen, sei es schon nötig, "daß sich jemand finde, der sein Herz vor die Hunde werfe, um es zertreten zu lassen". Das sei nicht geschehen. Auch kann ich dem Church Council den Vorwurf nicht ersparen, daß es im Einzelfall, z.B. gegenüber dem in der letzten Synode abgesetzten Präsidenten Joel Lakra, unweise, ja verfassungswidrig gehandelt habe. Nach dieser bis ins Persönliche vordringenden Aussprache entsteht zuletzt doch noch ein guter Kontakt zwischen uns und den Vertretern des Church Council. Das Ergebnis ist auch hier die Zusage, nunmehr in eine Verhandlung mit der Nordzone einzutreten. So kommen wir

noch am letzten Tage der Woche, am 31. Januar, zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen, zu der sowohl die Nordzone als auch das Church Council je fünf Vertreter abgeordnet haben.

Während der ganzen Woche aber hat - mit den Verhandlungen im Church Council gleichlaufend - in der Christuskirche eine sorgfältig vorbereitete Abendevangelisation stattgefunden. Es ist die junge Mannschaft der Kirche, die dort das Wort ergriffen hat, die jungen Theologen aus der Goßner-Kirche, die in Amerika und Deutschland studiert haben: Dr. Bage, Saban Surin, Nirmal Minz und Martin Tete. Außer ihnen sprechen nur noch Pfarrer Klimkeit und ich. Es werden folgende Themen behandelt: "Wovon lebt die Kirche?"; "Woran stirbt die Kirche?"; "Du und deine Kirche"; "Von der Einheit der Kirche"; "Die Erneuerung der Kirche". Die jungen Brüder predigen mit einer erstaunlichen Offenheit und schlagen damit in die verkrampte Frontstellung der kirchlichen Gruppen eine breite Bresche. "Eure Kinder werden eure Richter sein".

Die darauffolgenden Verhandlungen (5. bis 14. Februar und 28. Februar) mit den Vertretern der beiden gegnerischen Gruppen, in denen die Entscheidung fällt, werden nicht mehr auf dem Grundstück der Goßner-Kirche geführt, sondern in dem Bungalow, in dem wir wohnen - also auf neutralem Gebiet. Dort kommen wir - insgesamt 13 Personen (außer den 10 indischen Vertretern Pfarrer Klimkeit als Dolmetscher, Pastor Kloß als Protokollführer und ich als Vorsitzender) - auf engstem Raum zusammen. Das Zimmer ist so klein, daß jeder dem andern ins Gesicht springen kann. Endlich sitzen die kirchenpolitischen Gegner, nachdem sie sich fast zwei Jahre lang gemieden haben, in engster Tuchfühlung. Die Atmosphäre ist geradezu explosiv; nur gut, daß meine Frau und Frau Pastor Kloß immer wieder ins Zimmer treten und Tee einschenken: eine Zeremonie, die besänftigend wirkt. In der ersten Sitzung wird nur eine Einigung über die Verfahrensweise hergestellt. Dann gehen wir auseinander, um am Donnerstag der darauffolgenden Woche wieder zusammenzukommen. Als Grundlage für die gemeinsamen Beratungen dient das sogenannte Abkommen vom 17.6.1957, das in Anwesenheit des Bischofs der Tamulenkirche, Dr. Manikam, zwischen den feindlichen Gruppen in Ranchi abgeschlossen wurde. Es war der erste Versuch, die Goßner-Kirche wieder zur Einheit zurückzuführen. Die darin vorgesehene Kommission konstituiert sich erst jetzt. Man kann es nur bedauern, daß sie aus äußeren Gründen nicht früher zusammengetreten ist.

Während der ersten Tage wiederholt sich das alte Spiel: Klage und Gegenklage! Die Partner machen sich gegenseitig die erbittertsten Vorwürfe, sachliche und persönliche, so direkt auf die anwesenden Personen zugespißt, daß man sich voreinander wie entblößt vorkommt. Die Aufrichtigkeit ist geradezu entwaffnend. Nur einmal schlägt der eigentliche Führer der Nordzone, der ehemalige Präsident der Kirche, Pastor Joel Lakra, einen so unsachlichen und geradezu demagogischen Ton an, daß ich gezwungen bin - zum ersten und letzten Mal - die Verhandlungen abubrechen. Das passiert an einem Sonntagabend. Wie ich dann später erfahre, brauchen die Freunde Joel Lakras sieben Stunden - bis in den grauen Morgen hinein -

um ihn zu beruhigen. Dann ist Sonntag, und alle besuchen den Gottesdienst. Am Sonntag Abend sind Bruder Lakra und seine Frau bei mir. Wir haben ein gutes Gespräch. Und als wir am Montag zusammenkommen, ist die Atmosphäre wie gereinigt. Darauf wage ich es, einen Vorschlag zu machen, den ich bisher zurückgehalten habe. Ich frage die Mitglieder der Kommission, ob wir nicht gemeinsam zum Heiligen Abendmahl gehen können. Alle stimmen zu. Und so kommen wir noch an demselben Abend in der kleinen anglikanischen Kapelle, die zu unserem Bungalow gehört, zur Abendmahlsfeier zusammen. Joel Lakra hält die Abendmahlsliturgie. Er reicht zuerst seinem Gegner, dem Präsidenten der Kirche Jilo Tiga, das Abendmahl. Dann gibt dieser Joel Lakra Brot und Wein. Endlich teilen beide gemeinsam uns das Sakrament aus. Wir singen und beten miteinander. Wir haben den Eindruck, daß in dieser Stunde das Entscheidende geschehen ist. Mit dem nächsten Tage nehmen die Verhandlungen einen guten Verlauf. Wir kommen in den wichtigsten Punkten zur Übereinstimmung. Damit aber unsere Beschlüsse Gesetzeskraft erhalten, fassen wir den Entschluß, die Generalsynode der Kirche (Mahasabha) einzuberufen, und zwar zahlenmäßig in dem Verhältnis, wie es die Verfassung vorsieht: Die Uraons als die absolute Minderheit, während die Mundas in überwältigender Mehrheit erscheinen werden. Jede unserer Sitzungen hat mit einer einstündigen Bibelarbeit begonnen, die ich halte - so aktuell wie möglich. Niemand unter den Teilnehmern, ob Pastor oder Laie, der nicht mit uns gebetet hätte: Nicht zu vergessen das gemeinsame Lied, immer so ausgesucht, daß wir es in Deutsch mitsingen können.

Die Generalsynode der Kirche soll zum 1. März zusammentreten. In den beiden dazwischenliegenden Wochen besuchen wir die wichtigsten Gemeinden, die sich der Nordzone angeschlossen haben und zum Church Council gehören: Gumla, Chainpur, zwei Gemeinden in Rourkela, Rajgangpur, Jamshedpur, Burju, Takarma und Hettakotta. Es ist jetzt eine Lust, über die Straßen und durch das Land zu fahren. Man hat das Gefühl, als sei der Bann, der auf dem ganzen Kirchengebiet gelegen hat, gebrochen worden. In jeder einzelnen Gemeinde legen wir selbst die Hand an, um die persönlichen Gegner miteinander zusammenzuführen und ihre Entfremdung zu überwinden. Man kann es geradezu spüren, wie die zerteilten Glieder der Gemeinde zusammenwachsen. Nur in einer Gemeinde, Hettakotta, erleben wir eine tiefe Enttäuschung. Man hat uns dort mit großem Gepränge empfangen. Aber in der Gemeindeversammlung wird eine Ansprache gehalten, die wir geradezu als einen Stich ins Herz empfinden. Es ist da von einem alten großen Baum die Rede, in dem ein Wurm steckt. Darum haut man einen Ast des Baumes ab, um ihn neu als einen Steckling einzupflanzen. Der alte Baum verfault, während der Steckling blüht, gedeiht und herrliche Früchte trägt. Das Bild ist eindeutig. Die Gemeinde Hettakotta, die zur Nordzone gehört, ist eine ausgesprochene Uraongemeinde. Hier sind die ersten Uraons getauft worden. Hier hat es Märtyrer gegeben. Seitdem gilt Hettakotta als der Ruhm und die Krone der aus den Uraons stammenden Christenschaft. Und gerade hier ist trotz allem, was bisher geschehen ist, von einem Geist der Versöhnlichkeit und des Friedens nichts zu spüren. Außer mir hat in allen Gemeinden, die wir besuchen, auch meine Frau gesprochen, stets nur

ganz fraulich und persönlich. Nur dieses eine Mal mischt sie sich auch in die Kirchenpolitik. Sie kann sich nicht dessen enthalten, auf die Ansprache einzugehen, die wir eben gehört haben. Und so sagt sie denn zum Schluß ihrer Rede: "Wir haben eben die Geschichte von dem alten Baum gehört, der an Krankheit zugrunde geht, und von dem neuen Steckling, der so wunderbar gedeiht. Ich frage Euch, liebe Brüder und Schwestern, wäre es nicht klüger, den Wurm, der in dem alten Baum steckt, einfach zu töten?" Unbeschreiblich das peinliche Schweigen, das sich darauf der ganzen Gemeindeversammlung bemächtigt. Wir haben das Vorkommnis weder bedauert noch bereut.

Der Anfang der Generalsynode (Mahasabha) am 28. Februar 1959 verläuft denkbar unglücklich. Die Nordzone lehnt es ab, am Eröffnungsgottesdienst und an der gemeinsamen Feier des Heiligen Abendmahles teilzunehmen, obwohl ich immer wieder darauf hinweise, daß Wort und Sakrament vorgegeben sind und wir diese Gabe Gottes zuerst einfach empfangen müssen, um dann entsprechend etwas zu tun und zu sein. Die Nordzone dagegen glaubt, daß die Voraussetzungen für das gemeinsame Hören auf Gottes Wort und das gemeinsame Mahl noch nicht erfüllt sind.

Mit dem Gottesdienst ist die Ordination des Pastors Nirmal Minz verbunden, der im Auftrag des Lutherischen Weltbundes nach Indonesien geht, um dort an der Nommensen-Universität ein Lehramt zu übernehmen. Zur Ordination gehört auch ein Lehrgespräch am Tage vorher, zu dem sich die gesamte Pastorenschaft der Goßner-Kirche (das Ministerium) versammelt. U. a. sollen auch Pastor Joel Lakra, Pfarrer Klimkeit und ich im Neuen und Alten Testament prüfen. Wir erscheinen pünktlich in der Christuskirche und warten auf den Beginn der Prüfung. Alle Pastoren, die zum Church Council gehören, sind anwesend. Wer nicht erscheint, sind Pastor Joel Lakra und die Pastoren der Nordzone. Stillschweigend will der Präsident der Kirche, Pastor Jilo Tiga, darüber hinweggehen und mit der Ordinationsprüfung beginnen. Da erhebt sich der junge Nirmal Minz und wendet sich an uns mit der Bitte, von seiner Ordination abzusehen. Er könne sich nur ordinieren lassen, wenn die ganze Kirche hinter ihm stehe. Sofort richte ich an ihn, der mit seiner ganzen Verwandtschaft zur Nordzone gehört, die Frage, ob er in gleicher Weise handeln würde, wenn die Pastoren der Nordzone erschienen und die Church Council-Pastoren weggeblieben wären. Er bejaht die Frage. Ich kann ihm nur recht geben und spreche den Rat aus, von der Ordination abzusehen.

An dem gleichen Samstag Abend kommt zum letzten Male noch die Kommission zusammen, in der wir die Vorschläge für die Synode vorbereitet haben. Hier sind es nun die Vertreter des Church Council, die in ihrer Haltung unsicher geworden sind. Jetzt rächt es sich, daß das Church Council es unterlassen hat, die zu ihm haltenden Pastoren und Gemeinden über den Gang der Dinge zu informieren. Die Nordzone verfügt über ein gut funktionierendes Nachrichtensystem, so daß alle seine Vertreter, die zur Synode kommen, voll im Bilde sind. Die Synodalen, die von Seiten des Church Council einberufen sind, erfahren erst jetzt, was inzwischen geschehen ist, können sich nicht so schnell um-

stellen und haben die schwersten Hemmungen, die Nordzone wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen.

Um ein Uhr nachts sind wir endlich soweit, daß wir in der Kleinen Kommission eines Sinnes sind und einander versprechen, bei den Beschlüssen der Kommission zu bleiben und sie in der Synode vertreten. Am Sonntag predige ich im Widerspruch zu meinem bisherigen Grundsatz, an getrennten Gottesdiensten nicht teilzunehmen, hintereinander in der Christuskirche sowohl vor der Gemeinde des Church Council wie der Nordzone und nehme auch am Sonntag Nachmittag an der Abendmahlsfeier teil.

Am Abend tritt die Synode zusammen. Ich werde zum Chairman (Vorsitzenden) gewählt, verfare aber stets so, daß ich dem rechtmäßigen Vorsitzenden, Präsident Jilo Tiga, die ganze technische Leitung der Synode überlasse.

In meiner Eröffnungsansprache hebe ich 3 Punkte hervor:

1. daß wir den Streit in der Kirche als ein geistliches Problem ansehen müssen, das nur mit Gottes Hilfe zu lösen ist;
2. daß ich nicht gekommen sei, um die Rolle eines Richters zu spielen und
3. daß es in dieser Synode nicht wie in der letzten zu einem Auszug der einen oder anderen Gruppe kommen dürfe, ehe die Einheit der Kirche hergestellt ist.

Es erheben sich Stimmen aus der Synode mit der Forderung, daß man ihr ausreichend Zeit zur Aussprache geben solle; sie habe den Wunsch, nicht überfahren zu werden und fertige Beschlüsse auferlegt zu bekommen, die sie später bereuen müßte. So kommen während der Tagung die Synodalen ausgiebig zu Worte; zu manchem Punkt der Tagesordnung melden sich bis zu 20 Redner. Es zeigt sich aber sehr bald, wieviel schwieriger es ist, in einer Versammlung von 160 Menschen zu einer gegenseitigen Verständigung zu gelangen als in einer kleinen Kommission von 13. Hinzukommt, daß viele Mitglieder der Synode aus weitentfernten Dschangeldörfern kommen, die keine rechte Vorstellung von dem haben, was in der Kirche vor sich geht. Die inneren Zwistigkeiten in der Goßner-Kirche dauern schon mehrere Jahre an; trotzdem gibt es Synodale, die noch nichts davon gehört haben. So werden die Vertreter der Nordzone immer wieder auf ihre Ziele und Absichten angesprochen. Alle aber, die mitten in den kirchlichen Auseinandersetzungen gestanden haben, machen ihrem bedrängten oder empörten Herzen Luft. So wird der Nordzone ihr ganzes Sündenregister vorgehalten. Die Mundas machen es den Uraons, soweit sie zur Nordzone gehören, nicht leicht, wieder in die Gemeinschaft der Kirche zurückzukehren. Ja, es kommt einmal während der Verhandlungen ein Augenblick, in dem die Wiederherstellung der Einheit und des Friedens in der Kirche aussichtslos erscheint. Es sieht so aus, als wenn die Munda-Mehrheit, die mit ihrer inneren Geschlossenheit wie eine unsichtbare Macht einen bestimmenden Einfluß auf die ganze Versammlung ausübt, alle Bemühungen um eine Einigung zum Scheitern bringen wolle. In diesem Augenblick tritt eine Frau mit der Bitte an den Präsidenten der Kirche heran, vor der Synode ein Schreiben zu verlesen, das sie im Namen ihrer anwesenden

Schwestern verfaßt habe. Tag für Tag und Stunde um Stunde sind auch Frauen in der Synode anwesend, obwohl keine Frau Mitglied der Synode ist, und in ihr das Wort ergreifen darf. Sie verfolgen aber mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf der Verhandlungen. Sie sitzen in einem Seitenteil des Kirchenschiffes, unbeweglich wie ein Block; wenn ich zu ihnen hinüberblicke, habe ich den Eindruck, als ob sie beten. Ich bin überzeugt, daß sie es auch wirklich tun. Und jetzt bringt eine von ihnen den Mut auf, vor die Synode hinzutreten. Sie selbst darf die Synode nicht anreden; statt dessen liest der Präsident die Ansprache vor, die sie verfaßt hat. Es ist ein so geistliches Wort, wie ich es kaum in Deutschland in einer Tagung gehört habe: die demütige Bitte aller anwesenden Schwestern, die Brüder der Nordzone, die sich von der Kirche gelöst haben und nun doch zur Synode gekommen sind, jetzt auch wirklich in die volle Gemeinschaft wieder aufzunehmen. Und die Frau, eine Mrs. Tirkey, die diesen mutigen Schritt unternimmt, gehört zum Church Council, steht also auf der legalen Seite der Kirche. Als an jenem Abend die Synode auseinandergeht, lasse ich den Brief der Mrs. Tirkey nochmals verlesen, damit die Synode mit diesem letzten Eindruck in die Quartiere geht.

Am nächsten Morgen bittet Pastor Joel Lakra im Namen der ganzen Nordzone, man möge der Synode nochmals die Gelegenheit geben, das Heilige Abendmahl zu feiern. Die Nordzone sei bereit, an der Abendmahlsgemeinschaft teilzunehmen. So wird denn auf den Nachmittag des letzten Verhandlungstages für die ganze Synode die Feier des Abendmahles angesetzt.

Inzwischen gehen die Verhandlungen weiter. Noch sind die Geister geschieden, aber über mehrere Punkte, die einstimmig angenommen werden, einigt man sich. So gibt die Synode eine Grundsatzerklärung ab dahingehend, daß es in der Kirche nicht recht sei, kirchliche Ziele auf revolutionärem Wege und mit den Mitteln weltlicher Politik durchzusetzen: eine Art Schuldbekennntnis beider Kirchengruppen. Ferner wird beschlossen, daß es in Zukunft in den Gemeinden keine getrennten Gottesdienste geben dürfe. Man kommt auch in der Frage der Prozesse, die von beiden Seiten vor den weltlichen, heidnischen Richtern geführt werden und einen öffentlichen Skandal darstellen, zu der einmütigen Entscheidung, daß sie sofort eingestellt werden müssen; wo dies nicht möglich ist, soll ein Vergleich angestrebt werden. Zu einem weiteren wichtigen Punkt gibt die Synode ebenfalls die einhellige Zustimmung: zu der Einsetzung einer oekumenischen Verfassungs-Kommission. So gegensätzlich das Urteil über den von der Nordzone vorgelegten Verfassungsentwurf auch sein mag, darüber gibt es nur eine Meinung, daß die bestehende Kirchenverfassung nicht ausreiche, sondern geändert werden müsse. Der Lutherische Weltbund wird gebeten, eine oekumenische Kommission einzusetzen, die gemeinsam mit den Vertretern der Goßner-Kirche bis zur nächsten Synode eine neue Verfassung ausarbeitet.

Soweit also geht die Übereinstimmung. Das schwierigste Problem ist noch ungelöst: die Frage der Wiedereingliederung der Nordzone in die Gesamtkirche. Um diese Frage wird noch leidenschaftlich gekämpft. So wird auf der einen Seite die radikale Forde-

1
e
rung gestellt, die Nordzone durch Synodalbeschluß einfach aufzulösen. Es kostet unendlich viel Geduld, die Synodalen davon zu überzeugen, daß ein solcher Beschluß nur theoretische Bedeutung habe. Die Nordzone sei nun einmal da und lasse sich nicht durch einen bloßen Beschluß, selbst wenn eine Generalsynode ihn faßt, beseitigen. Jetzt endlich gibt auf der anderen Seite auch die Nordzone, die bisher meist geschwiegen hat, ihre Zurückhaltung auf. Ein Redner nach dem anderen entfaltet das Nordzonenprogramm. Wenn nicht die Zeit so drängen würde - die Synode ist schon um 2 Tage verlängert worden - so würde man seine helle Freude an dem anschaulichen, bildhaften Reden indischer Kirchenvertreter haben. So macht z.B. einer der Sprecher der Nordzone das, was diese von einer zukünftigen Verfassung erwartet, auf folgende Weise deutlich: Er sagt, "Ich bin ein Bauer und habe zwei Söhne. Als sie noch klein waren, schliefen sie in einem Bett. Aber als sie größer wurden, mußte ich für jeden von ihnen ein eigenes Bett anschaffen. Jetzt sind sie verheiratet und haben Weib und Kind. So mußte ich für jeden von ihnen ein eigenes Hauswesen einrichten. Und doch sind wir alle miteinander e i n e Familie. Solch' eine Verfassung möchten wir haben!"

Der letzte Verhandlungstag ist gekommen. Es ist bereits Mittagstunde, aber die Beschlußfassung über die beiden letzten, wichtigsten Punkte steht immer noch aus. Es geht um die Frage, wie das Verhältnis zwischen der Nordzone und der legalen Kirchenleitung für die Zwischenzeit, in der noch die alte Kirchenverfassung in Geltung steht, geordnet werden soll. Noch einmal schlagen die Wellen des gegenseitigen Mißtrauens, des verwundeten Stammesgefühls und einer Unversöhnlichkeit, die nicht vergessen und vergeben kann, hoch.

Dann kommt die Feier des Heiligen Abendmahles, an dem die gesamte Synode, Glieder der Gemeinde Ranchi und alle anwesenden Frauen teilnehmen. Auch hier sind es die beiden Gegner, Pastor Joel Lakra und Präsident Jilo Tiga, die das Sakrament unter dem Gesang der Abendmahlsgemeinde spenden. Ich werde dieses Singen nie vergessen. Stärker und stärker schwillt es an, bis es die Herzen erfüllt und befreit.

Nach der Feier des Abendmahles sind nur noch 3 Stunden Zeit zum Abschluß der Verhandlungen. Am nächsten Tage reisen meine Frau und ich von Ranchi ab. Pfarrer Klimkeit hat schon vor uns aufbrechen müssen.

Jetzt aber geht alles auf glattem Weg dem Ende zu. Die Nordzone erkennt das Church Council und die Generalsynode als die einzige, legale Leitung der Kirche an. Dafür "erlaubt" die Kirchenleitung der Nordzone, die inneren Angelegenheiten der Gemeinden, die sich ihr angeschlossen haben, selbständig zu regeln. Sie erhält auch das Recht, die Pastoren dieser Gemeinden unbeschadet ihrer Zugehörigkeit zum "Ministerium" zu betreuen. Das alles solange, bis die neue Verfassung vorliegt. Darüber hinaus wird aus Vertretern des Church Council und der Nordzone ein Vertrauensrat (Advisory Board) gebildet, der kei-

nerlei Exekutive ausübt. Er soll die Möglichkeit bieten, alle wichtigen und strittigen Fragen gemeinsam zu beraten. Als Vorsitzende dieses Beirates werden Bischof Dr. Manikam von der Tamulenkirche in Südindien und ich gewählt. Alle diese Beschlüsse werden einstimmig gefaßt.

Zum Schluß erhebt sich die ganze Synode. Es ist schon spät geworden. Die Kirche ist gedrängt voll, weil der Passionsgottesdienst bevorsteht und die Gemeindeglieder in die Kirche einströmen, die Kirche, in der ich getauft bin. Der Taufstein steht dicht hinter mir. Ich greife hinter meinen Rücken und umfasse ihn mit beiden Händen, während ich das Abschiedswort an die Synode richte; dann segne ich sie.

Am nächsten Morgen schon von 5 Uhr früh an sucht uns eine Abordnung nach der anderen auf: Leute des Church Council und der Nordzone. Die Freude über die uns durch Gott geschenkte neue Einheit ist groß - nicht nur unter den Christen aller Konfessionen, sondern auch unter den Nichtchristen. Auf der Straße, in den Geschäften, selbst auf der Polizei beglückwünscht man uns zu dem Gottesgeschenk des wiederhergestellten Friedens. Sogar im Rundfunk wird dieses Ereignis verkündet. Wir aber wissen, daß hier das Unmögliche möglich wurde, weil die Fürbitte der Heimatkirche hinter unseren Bemühungen stand. Laßt uns jetzt nicht müde werden, darum zu beten, daß der Goßner-Kirche der Frieden und die Einheit auch erhalten bleiben.

Lokies

2.7.1959

"Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auf, Christen zu sein." Dieses Wort sprach Johannes Gossner vor weit mehr als 100 Jahren, und es tut gut, wenn wir uns immer wieder daran erinnern. Mit diesem Wort wird Gossners ganze Unruhe deutlich, eine heilige Unruhe, die ihn immer im Dienst sein läßt. Johannes Gossner wird getrieben vom Worte Gottes, er muß mit diesem Wort unterwegs sein, er muß es auf der Kanzel predigen, in kleinen Kreisen in Privatwohnungen auslegen und in praktischen Taten leben.

Gossner, 1773 in Schwaben als Sohn katholischer Eltern geboren, wird katholischer Priester. In Petersburg verlebte Gossner vier Jahre, in denen er nach seinem Verständnis Kirche Jesu Christi bilden konnte. Er war Pfarrer an der katholischen Malteserkirche; seine Gemeinde bestand aus Katholiken und Protestanten und aus Orthodoxen, Gossner war vollkommen selbständig in der Arbeit. Er hielt die Gottesdienste, besuchte die Kranken, schrieb Kommentare und Erbauungsschriften und bildete Laien zur Mitarbeit aus. Eines Tages wurde er beim Kaiser denunziert, weil er das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichte - er selber verteilte das Brot und ein Laie nach ihm den Wein. Dies war eine grobe Verletzung der katholischen Sakramentslehre. Gossner mußte 1824 nach Deutschland zurückkehren, hier aber war er in der katholischen Kirche ebenso ein nicht gern gesehener Mann. Er bekam keine Anstellung. 1826 trat Gossner nach harten Jahren zur evangelischen Kirche über. Auch hier wurde er wenig gesehen und wenig verstanden. Erst eine Generation nach ihm wußte sein Werk zu würdigen.

Gossner blieb ein "unruhiger" Diener, umgetrieben vom Wort Jesu Christi. Er war ein Prediger, der es verstand, die Herzen der Menschen anzurühren; er konnte sehr fromm und sehr praktisch zugleich reden. Er hatte einen Blick für die Lebensnöte der Menschen. So kamen ständig viele zu ihm, die sich Rat für ihren Alltag holten. Von 1829 bis zu seinem Tode 1858 wirkte Gossner in Berlin als Pfarrer der Böhmisch-Lutherischen Bethlehemsgemeinde. Von seinem Pfarramt aus entwickelte er für ganz Berlin und für die ganze Welt Arbeiten, die heute noch ihre Früchte zeigen. Besonderen Zugang hatte Gossner zu den einfachen Leuten, er liebte sie und sah ihre Not in der Arbeitswelt und zu Hause in den Mietskasernen. Er sah zum Beispiel, daß die Kinder der vielen armen Arbeiter tagsüber keine Bleibe hatten. Sie brauchten Räume, in denen sie sich wohlfühlen konnten, und erwachsene Menschen, die sich den ganzen Tag um sie kümmerten. Gossner fand Menschen, die für die Kinder, so wie er, ein Herz hatten. Mit denen gründete er viele "Kinderbewahranstalten". Gossner war wohl einer der wenigen Pastoren in Berlin, der nicht ruhig schlafen und nicht geistvoll predigen konnte angesichts der schreienden Not; er mußte Taten tun und ständig zu neuen Taten aufrufen.

Die Kinder lagen Gossner in einer besonderen Weise am Herzen. Neben den obligatorischen Religionsunterrichtsstunden, sammelte er sie in sogenannten Missionsstunden, in denen er sie Anteil nehmen ließ an dem Lauf des Wortes Gottes durch die Welt. Von allen Missionsfeldern wußte er in solchen Stunden zu erzählen. Für die Erwachsenen schrieb er Berichte aus der Missionsarbeit in seinem Blättchen "Die Biene auf dem Missionsfelde", das er 1834 das erste Mal erscheinen ließ und das bis auf den heutigen Tag das Nachrichtenblatt der Gossner-Mission in Westdeutschland geblieben ist. Gossner wußte, daß zum Missionsdienst in heidnischen Ländern nicht nur Missionare nötig sind, sondern ebenso betende und opfernde Gemeindeglieder in der Heimat. Er wußte wohl auch, daß das Weitersagen von dem, was die Missionare draußen tun, eine Hilfe für alle die ist, die in Deutschland Christen sein wollen. Es kommt dadurch etwas von der heiligen Unruhe in die Menschen.

Gossner wollte keine Missionsgesellschaft gründen, er wollte keine Organisationen, sondern organisches Wachsen der Gemeinde Jesu Christi. Dabei ging es ihm um das "Mündigwerden" von Christenmenschen. Alles nur Organisierte und nur behördlich Eingerichtete war ihm total fremd und nach seiner Meinung dem Evangelium nicht gemäß.

Gossner sah im vergangenen Jahrhundert die vielen deutschen Auswanderer nach Übersee gehen. Er sah sie weggehen in heidnische Länder, er sah sie selber als die "deutschen Heiden". Ihnen gab er Missionare mit, die ihnen das Wort Gottes weitersagen sollten. So kamen seine Missionare mit den Auswanderern nach Amerika, Afrika, Australien und auf die Südseeinseln. Diese Missionare waren alle Laien, die von Gossner kurz unterrichtet worden sind. Er hat sie auch an anderen Orten durch Pfarrer vorbereiten lassen. Mehrmals haben ganze Gruppen das gemeinsame Leben in Deutschland bereits begonnen und in Übersee weitergeführt. Durch diese "Gemeinschaften" entstanden dann draußen kleine "Mustergemeinden", die schon durch ihr Zusammenleben Zeugnis gaben. Das Hauptmissionsfeld ist für Gossner Indien geworden. Ab 1837 bis zu seinem Tode hat Gossner noch 141 Missionare ausgesandt, davon die meisten nach Indien. In Indien hat sich 1919 eine selbständige Lutherische Gossner-Kirche gebildet. Diese wird heute von indischen Pastoren geleitet. Die wenigen Europäer sind nur noch Helfer in besonderen Situationen und in besonderen Werken (Krankenhaus, Bibelschule, theologische Hochschule, Technikum, Musterfarm).

Was Gossners Dienst in Deutschland angeht, so muß seine große literarische Arbeit noch erwähnt werden. Er war ständig schriftstellerisch tätig und schrieb Bibelkommentare, Gebetsbüchlein, ethische Schriften u. a. Am bekanntesten sind wohl sein "Schatzkästchen" und sein "Herzbüchlein" geworden. Das "Schatzkästchen" wurde in vielen Häusern als Andachtsbuch benutzt.

In Berlin stieß Gossner auf viele kranke Menschen, die er meist allein und unbesucht fand. Er gründete von seiner Gemeinde aus einen Männer- und einen Frauenkrankenbesuchsverein. Männer und Frauen waren täglich in den Wohnungen ihrer Nachbarn unterwegs, um mit den Kranken, Alten und Siechen zu beten und ihnen zu helfen, ihre Krankheit von innen her zu bewältigen, sie sollten außerdem auch ganz praktische Hilfe leisten. Gossner hatte begriffen, daß Dienst mit dem Wort und Dienst mit der Tat zusammengehören. Noch als er katholischer Priester war, mußte er davon Zeugnis geben, als in Dirlwang, in seiner ersten Pfarrstelle, eine Nervenfieberseuche durch den Ort ging. Er war täglich unterwegs an den Krankenbetten, um mit Wort und Sakrament zu dienen. Zugleich wurden aus seiner Pfarrküche täglich viele Kranke gespeist.

Aus dem Frauenkrankenbesuchsverein ist das Elisabeth-Diakonissen- und -Krankenhaus herausgewachsen. Gossner wehrte sich, den Titel "Diakonisse" einzuführen, er wollte seine Frauen schlicht Pflegerinnen oder Dienerinnen nennen. Die Diakonissen - der Titel ist doch eingeführt worden - bemühen sich auch heute noch im Gossnerschen Sinne zu arbeiten, d. h. die Liebe Christi persönlich deutlich zu machen. Gossner hat in seiner Zeit gesehen, wie eng Diakonie und Wortverkündigung zusammengehören. Als das stärkste Hilfsmittel für alle missionarische Tätigkeit bezeichnet er immer wieder das Gebet. Auch uns Heutige trifft sein markantes Wort: "Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auf, Christen zu sein."

Bruno Schottstädt, Berlin

Im Gedenken an den 100. Todestag
(30. März 1958)

des Verfassers des "Schatzkästchen" und des "Herzbüchlein",
des Gründers des ersten Krankenhauses in Berlin und der
Goßner-Mission,

Johannes Evangelista G o ß n e r ,
sendet das Kuratorium der Goßner-Mission

Gruß und Dank

an die Gemeinden, Pastoren und Missionsfreunde ⁱⁿ allen
Landeskirchen, aus deren Mitte sie während eines ganzen
Jahrhunderts Fürbitte, Zuspruch und Hilfe empfangen hat.

Wir grüßen ~~Sie~~ mit den Worten Goßners :

" Das beste Mittel, auf Christen und Heiden mit dem
Evangelium einzuwirken, ist das Gebet. Einzelnes und
allgemeines Gebet, das ist die Königin, das ist der
Hebel, womit man die Erdkugel von ihrer Stelle bewegen
und in den Himmel heben kann. "

" Hören wir auf, Missionare zu sein, so hören wir auch
auf, Christen zu sein. "

" ~~Evangelische Mission~~ Die Predigt des Evangeliums
unter allen Völkern und zu allen Zeiten ist die hei-
ligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ
zu der seinigen, ja ~~was~~ die ganze evangelische Kirche
zu der ihrigen machen sollte. "

Im Namen des Kuratoriums der Goßner-Mission :

Das Goßnerhaus in Berlin-Friedenau Das Goßnerhaus in Mainz-Kastel

Missionsdirektor D. LOKIES

Pastor SYMANOWSKI

28. Februar 1958.

10. auf 12. Candida
ohne Einzige
30 die

Das Erbe Goßners

Initial ☒ Das Goßner allen, die sein Werk fortzusetzen hatten, als Vermächtnis hinterlassen hat, ist die Liebe (versteht sich: nicht die humanitäre, menschliche, sondern die uns von Gott geschenkte Liebe) zu den Kranken, den Kindern, den der Kirche Entfremdeten und zu den Nichtchristen.

1. Zeile
20. einziehen

Die beiden Häuser, in denen dieses Erbe Goßners bewahrt und für Kirche und Welt dienstbar gemacht wird, das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus und das Goßnersche Missionshaus in Berlin, wurden in den Endkämpfen des zweiten Weltkrieges in Ruinen verwandelt. Es hat eines ganzen Jahrzehnts bedurft, um sie nach und nach - wesentlich mithilfe öffentlicher Mittel - wiederaufzubauen. So nimmt das Werk Goßners durch Gottes Gnade seinen Fortgang. Ja, in Mainz-Kastel am Rhein ist seit Kriegsende ein neues Goßnerhaus entstanden: als Sitz einer eigenartigen Industrie-Mission - ganz im Sinne Goßners.

Bekanntlich galt Goßners besondere Liebe den Kindern. In den 25 Jahren seiner Berliner Kinderarbeit hat Goßner in den von ihm begründeten Kindergärten (den ersten in Berlin) rund 17000 Kinder seelsorgerlich betreut. Auch hat er etwa 60 kleinere und größere Kinderschriften verfaßt, die bei seinem Tode noch in 20000 Exemplaren verbreitet waren. Dieses Erbe Goßners wurde in der Goßner-Mission fortgeführt: z.B. durch Dr. PROCHNOW, einem der Väter des evang. Kindergottesdienstes in Deutschland; durch Missionsinspektor Karl FOERTSCH, der im Auftrag des Berliner Konsistoriums eine höchst aktive Elternorganisation aufbaute, und zuletzt durch Missionsdirektor D. LOKIES, der 1934 nebenamtlich

die Leitung des "Bundes für kirchliche Erziehung in Haus und Schule" übernahm. Als in den Jahren des Kirchenkampfes der Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung verfälscht oder von den Lehrern einfach niedergelegt wurde, richtete die Goßner-Mission in ihrem Hause die ersten kirchlichen Kurse für den katechetischen Dienst ein (1935) und begründete ein katechetisches Seminar für den theologischen Nachwuchs (1937). ~~Se~~ schickte ~~vll~~ Katecheten zu den nach Ostpreußen evakuierten Berliner Schulen, um den Religionsunterricht zu erteilen, wo die Lehrer sich dazu nicht bereitfanden. So erklärt es sich, daß Missionsdirektor Lokies, die Berliner Kirchenleitung neben seiner Arbeit in der Goßner-Mission den Aufbau des katechetischen Dienstes *in Berlin* übertrug, als nach dem Kriege der Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen in die Hand der Kirche gelegt wurde (rd. 300000 Kinder). So ist denn gegenwärtig das wiederaufgebaute Missionshaus zugleich der Sitz der Kirchlichen Erziehungskammer und der Evangelischen Schulkanzlei. In seinen Räumen befindet sich das katechetische Seminar und die Büros für die evangelischen Schülerheime und ~~die~~ evang. Lehrerarbeit. *Hier* wird ~~von~~ ~~im~~ im kirchlichen Auftrage und als kirchliche Arbeit fortgeführt, was an den Kindern keimhaft, einmal in Goßners Dienst ~~als kein~~ angelegt war.

Goßner war zeit seines Lebens davon überzeugt, daß sowohl die katholische wie auch die evangelische Kirche einer Erweckung bedürfen. Er wußte sehr wohl, wie ganze Schichten unseres Volkes trotz der volkskirchlichen Sitte dem Evangelium entfremdet waren. Darum entsandte er Missionare zu den

Auslandsdeutschen in Australien und Amerika und nahm auch der Heimatkirche gegenüber eine missionarische Haltung ein. Auch dieses Erbe ist heute noch lebendig.

Die Goßner-Mission in der DDR geht dabei besondere Wege. Sie sucht durch ihre Wohnwagenarbeit, Zeltmission, ihr Laienaktiv und den Einsatz von ganzen Gruppen (Team - Arbeit), wie vor allem auch durch oekumenische Arbeitslager und Ost/West-Begegnungen den Menschen von heute zu erreichen und gerade denjenigen, der sich von der Kirche abgewandt hat.

In Mainz-Kastel hat Pastor Horst SYMANOWSKI in 18 oekumenischen Arbeitslagern mit Studenten, Pastoren und Laien aus der ganzen Welt ein neues Goßnerhaus erbaut, das der Ausgangspunkt eines Dienstes am Menschen in der Industrie geworden ist (eingeweiht am 3. März 1956). Um diesem Menschen zu begegnen und dann für ihn da zu sein, wurde Pastor Symanowski eine zeitlang selbst Arbeiter in der benachbarten Zementfabrik. Ziel und Krone seiner ganzen Arbeit aber war die Begründung eines Seminars für kirchlichen Dienst am Menschen in der Industrie, zu dem fast alle evangelischen Landeskirchen Deutschlands Teilnehmer entsenden (eröffnet am 1. November 1956).

Die beiden Goßnerhäuser in Berlin und Mainz-Kastel wissen um ihre missionarische Verpflichtung gegenüber ihrer eigenen Heimatkirche. Sie verlieren aber dabei nicht das wichtigste Anliegen Goßners aus dem Auge: die Verkündigung des Evangeliums auch nach draußen - an die nichtchristliche Völkerwelt. Sie bleiben nach wie vor mit der Goßnerkirche in Indien verbunden, die als erste auf einem deut-

schen Missionsfeldes ~~erwachsene~~ Kirche selbständig wurde und gegenwärtig rund 200000 Glieder zählt. Die sogenannte „Evangelisch-Lutherische Goßnerkirche von Chota Nagpur und Assam“ sieht die sendende deutsche Heimatkirche nach wie vor als ihre Mutterkirche an. Dieses enge Verhältnis zueinander hat die Probe von zwei Weltkriegen überstanden. So ruft denn heute noch die Goßnerkirche deutsche Missionare und Missionsschwestern nach Indien: zur Mitarbeit am Theologischen College in Ranchi; in der Tabita-Bibelschule für Gemeindegewerkschaften und Katechetinnen in Govindpur, in der Industrie-Mission und im missionsärztlichen Dienst im Hospital Amgaon. In gleicher Weise lädt die Goßner-Mission Studenten und Studentinnen aus der indischen Goßnerkirche (Theologen und Nichttheologen) zum Studium in Deutschland ein. Sie hat auch den ersten und geglückten Versuch gemacht, einen indischen Pastor in ihre Heimatarbeit einzustellen. So, im Geben und Nehmen zwischen alter und junger Kirche wird das Missionswerk Goßner's auf oekumenischer Ebene fortgeführt.

Nicht nur in ganz Indien, sondern auch in dem Raume, in dem sich die Goßnerkirche befindet, ist eine neue Zeit eingezogen. Indien wird industrialisiert, und gerade im Gebiete der Goßnerkirche entsteht die Schwerindustrie Indiens. Dort wird Eisen und Kohle über Tag abgebaut. Dort entstehen die modernsten Hüttenwerke, eines davon (Rourkela) durch die deutsche Firma KRUPP & DEMAG in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung. Es ist die Aufgabe der Goßner-Missionare, dort den indischen Christen, die bisher nur bäuerlichen Schichten angehörten, im Umbruch der Zeit zur Seite zu stehen und ihnen zu voller kirchlicher Selbständigkeit zu verhelfen.

Am 30. März d. J. wird auch die Gossnerkirche in Indien an den 100. Todestag des Mannes denken, den Gott zu seinem Werkzeug erwählte, das Evangelium bis in den indischen Dschangel hineinzutragen.

Lokies

24.2.58

Goßners Erbe

(zum 100. Todestag Goßners am 30. März 1958)

" Wie konntet ihr nur eine ganze Kirche mit dem Namen eines Menschen bezeichnen: Evangelisch-lutherische Goßnerkirche von Chotanagpur und Assam " ? Auf diese Frage an unsere indischen Brüder bekamen wir die Gegenfrage zu hören: " Ja, wie konntet ihr dann eine Missionsgesellschaft nach einem Menschen benennen: Goßner-Mission " ? Da mußten wir uns für geschlagen erklären; aber in dem einen Punkte waren sich die indischen Vertreter der Goßner-Kirche und die Deutschen der Goßner-Mission einig: daß mit alledem niemand von uns einen Menschen, nämlich den Pastor Johannes Evangelista Goßner, rühmen und verherrlichen wollte. Er selbst, der alte "Vater Goßner" hätte - genau wie Luther - es aufs schärfste verurteilt, hätte er von der Absicht gehört, dem von ihm gegründeten Werk seinen Namen beizulegen. Goßners letztes Wort war: "Mein Lämmlein, Jesus Christus, nun ist alles gut, nun bin ich ausgezogen, nun ist kein eigener Faden mehr an mir !", und die Parole, die er selbst über sein Werk und sein Leben gesetzt hatte, lautete: " Wenn ich Ihn nur habe, lasse ich gern mich selbst! "

Das war keine bloße Redensart, das war wirklich das Leitwort, unter dem er lebte und starb. Das Grab Goßners liegt auf dem Bethlehems-Friedhof in Berlin, wo er bis in sein spätes Alter hinein Pastor der Böhmisch-lutherischen Bethlehemsgemeinde war. Als er 85-jährig, heimgehend, hinterließ er zwei kirchliche Werke: das Elisabeth-Diakonissen- und Krankenhaus in der Lützowstraße in Berlin (das erste Krankenhaus in Berlin überhaupt), und die im Jahre 1836 gegründete, sogenannte Goßner-Mission. Beide Häuser waren in den Kämpfen um Berlin 1945 in Ruinen verwandelt worden. Sie sind wieder aufgebaut, und neues Leben ist wieder in sie eingezogen.

So nimmt das Werk Goßners durch Gottes Gnade seinen Fortgang. Ja, in Mainz-Kastel am Rhein ist nach dem Krieg ein neues Goßnerhaus entstanden: als Sitz einer eigenartigen Industrie-Mission - ganz im Sinne Goßners.

Und in Indien zählt die sogenannte "Goßnerkirche", über fünf indische Provinzen zerstreut, zu den größten, auf einem deutschen Missionsfeld erwachsenen, selbständigen Jungen Kirchen.

So hat Gott, der Herr, den 1773 geborenen schwäbischen Bauernsohn und einstigen katholischen Priester Johannes Goßner in seinem Leben wunderbar geführt und reich gesegnet. Noch hundert Jahre nach seinem

-Fede

Tode ist sein Name in der Evangelischen Kirche unvergessen.

Goßners besondere Liebe galt den Kindern. So gründete er in Berlin die ersten Kindergärten, von denen einige noch heute seinen Namen tragen. In 25 Jahren seiner Berliner Kinderarbeit hat Goßner dort rund 17 000 Kinder sozial und seelsorgerlich betreut. Auch literarisch war Goßner für seine Kinder tätig. So hat er etwa 60 kleinere und größere Kinderschriften verfaßt, die bei seinem Tode noch in 20 000 Exemplaren verbreitet waren.

Dieses "Erbe" wird durch das Goßnerhaus in Berlin fortgeführt. Es ist heute zugleich der Sitz der Kirchlichen Erziehungskammer, die im Auftrage der Berliner Kirche die Aufgabe hat, rund 300 000 Kinder in Ost- und Westberlin in der Christenlehre zu unterweisen.

Goßner war zeit seines Lebens davon überzeugt, daß sowohl die katholische wie auch die evangelische Kirche einer Erweckung bedürfen. An der offiziellen Kirche konnte er manchmal schärfste Kritik üben. So war er der Meinung, daß es in der katholischen Kirche zuviel Politik, in der evangelischen Kirche aber zuviel Verwaltung gäbe. Und er wußte sehr wohl, wie ganze Schichten unseres Volkes trotz der volkskirchlichen Sitte dem Evangelium entfremdet waren. Darum nahm er in seiner ganzen Wirksamkeit eine missionarische Haltung ein. Auch dieses Erbe Goßners ist heute noch lebendig. Die Goßner-Mission in der DDR geht dabei besondere Wege. Sie sucht durch ihre Wohnwagenarbeit, ihre Zeltmission, durch ihr Laienaktiv und den Einsatz von ganzen Gruppen (Team-Arbeit), wie vor allem auch die Durchführung von Ökumenischen Arbeitslagern, sowie Ost-West-Begegnungen den Menschen von heute zu erreichen und gerade denjenigen, der sich von der Kirche abgewandt hat.

In Mainz-Kastel hat Pastor Symanowski in 17 Ökumenischen Arbeitslagern mit Studenten, Pastoren und Laien aus der ganzen Welt ein Haus erbaut, das der Ausgangspunkt eines neuen Dienstes am Menschen in der Industrie geworden ist. Das Ziel war die Eibrichtung eines Seminars für kirchlichen Dienst am Menschen in der Industrie. Es ist am 1. November 1956 eröffnet worden und führt gegenwärtig seinen zweiten Lehrgang durch, beschickt von Pastoren aus allen evangelischen Landeskirchen Deutschlands.

Dazu kommt endlich das wichtigste Anliegen Goßners, die Verkündigung des Evangeliums auch nach draußen in der Welt der nichtchristlichen Völker und Religionen. Es war am 12. Dezember 1836, als 6 junge Männer

an das Pfarrhaus der Bethlehemsgemeinde in Berlin bei Goßner anklopften, um als Missionshandwerker auf ein Missionsfeld ausgesandt zu werden. Man kann diesen Tag als den Gründungstag der Goßner-Mission bezeichnen. Goßner war damals 63 Jahre alt und hat dann noch zeit seines Lebens persönlich insgesamt 141 Missionare ausgeschiedt - buchstäblich in alle Welt: nach Australien, in die Südsee, nach Indonesien, Afrika, Amerika (zu den Auslandsdeutschen) und endlich nach Indien. Von allen diesen Unternehmungen ist zuletzt in der Betreuung der sogenannten Goßner-Mission nur noch Indien verblieben. Hier handelt es sich um die Missionierung der Ureinwohner Indiens, der sogenannten Adivasis, die die ersten Sendboten Goßners 1845 für die Geschichte und Missionsgeschichte geradezu entdeckten. Dort ist nun in 100 Jahren seit Goßners Tod eine junge, selbständige Kirche entstanden, die unter indischer Leitung steht, aber noch aufs engste mit der deutschen Mutterkirche und der Gossner-Mission verbunden ist.

Die indische Kirche bedarf für ihren Dienst immer noch der Mitarbeit der deutschen Missionare und Missionsschwestern, und zwar auf bestimmten Gebieten: in der Mädchen- und Frauenarbeit, bei der Ausbildung der indischen Pastoren und Missionare, in der Industriemission und für missionsärztliche Aufgaben.

Nicht nur in ganz Indien, sondern auch in dem Raume, in dem sich die Goßner-Kirche befindet, ist eine völlig neue Zeit eingezogen. Indien wird industrialisiert, und gerade im Gebiete der Goßnerkirche entsteht die Schwerindustrie Indiens. Dort wird Eisen und Kohle über Tag abgebaut. Dort entstehen die modernsten Hüttenwerke, eines davon (Rourkela) durch die deutsche Firma KRUPP & DEMAG in Zusammenarbeit mit der indischen Regierung. Es ist die Aufgabe der Gossner-Missionare, dort den indischen Christen, die bisher nur bäuerlichen Schichten angehörten, im Umbruch der Zeit zur Seite zu stehen und ihnen zu voller kirchlicher Selbständigkeit zu verhelfen.

Am 30. März d.Js. wird auch die Goßner-Kirche in Indien an den 100. Todestag des Mannes denken, den Gott zu seinem Werkzeug erwählte, das Evangelium bis in den indischen Dschungel hineinzutragen.

Lokies